

012357/1939



19 Jg

Nr. 1



Elsas-Land

Lothringer  
Heimat



1

9

3

9

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

# Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken

Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

## Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

### Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

**GUEBWILLER**

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

## Dragées und Bonbonnières

kauft man am besten  
in der altvertrauten



CHOCOLATERIE

**DARSTEIN**

STRASBOURG

Jungferngasse 3

## GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

### Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

## Die Heiligen von St. Matthias in ihrer Verehrung

2. verb. und verm. Auflage. — Gebweiler (Alsace),  
Verlag «Alsatia». 1938, 8<sup>o</sup>, 208 p. 61 gravures.

L'antique abbaye Saint-Mathias de Trèves compte parmi les sanctuaires les plus vénérables de l'ancienne Gaule cisalpine. Le sol qu'elle occupe fut témoin de la première prédication de l'Évangile en pays germanique. Les premiers évêques de Trèves, (disciples de saint Pierre), S. Eucher, Saint Valère, saint Materne, vénérés aussi comme apôtres de la Belgique, et plusieurs de leurs successeurs y ont trouvé leur sépulture. Le trésor de la basilique renferme des reliques insignes des SS. Philippe et Jacques, S. Blaise, S. Celse et de beaucoup d'autres, notamment celles de saint Mathias.

Sur le culte de tous ces vénérables saints au cours des siècles, cet ouvrage présente une étude sérieuse, richement documentée, fort appréciée par tous ceux qui s'intéressent à l'histoire du christianisme en pays mosellan, et mosan.



## CLICHERIE

## ALSACIENNE

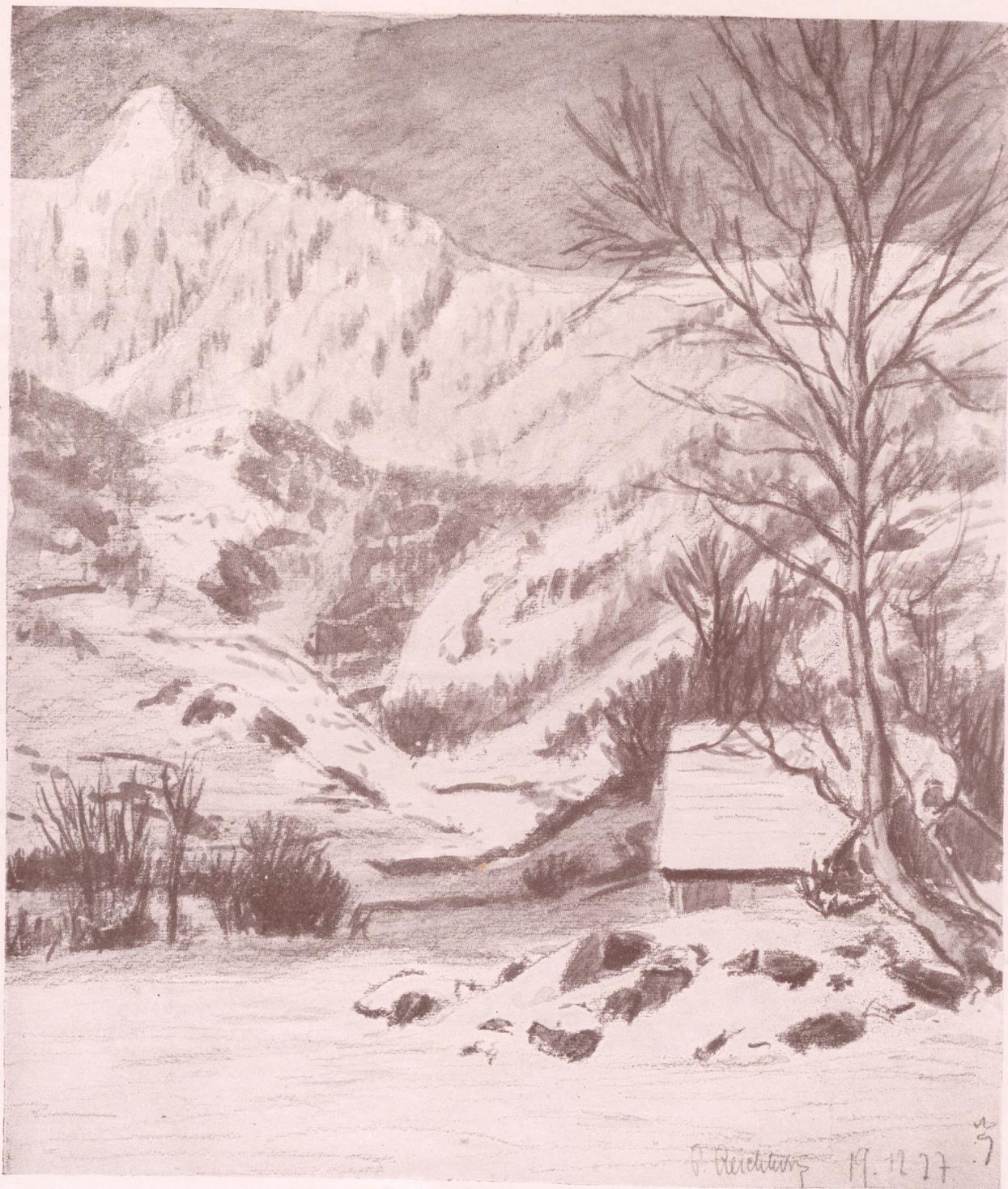
G. MERLET & L. JEST

17, rue de Mülhouse

STRASBOURG-  
NEUDORF

TÉL.  
411.24





Winter im Wormsatal

Nach einem Aquarell von Paul Leschhorn

# Eulab-Land Lothringer Heimat

19. Jahrgang

JANUAR 1939

1. Heft

## Alte Neujahrslieder

### I

Wir komme daher am Abend so spot,  
Wir wünschen euch alle ein neues guets Jahr!  
Ein neues guets Jahr, eine fröhliche Zeit,  
Wie's unser Gott Vater vom Himmel verleiht.

Wir gingen wohl über die Heide hinaus,  
Wir sahen drei Sternen oben am Haus,  
Wohl oben am Haus, und das isch wohr,  
Wir wünschen euch alle ein neues guets Jahr!

Wir gingen wohl in das Haus hinein,  
Wir fanden Herr Jesus im Krippelein,  
Im Krippelein und das isch wohr,  
Wir wünschen euch alle ein neues guets Jahr!

Maria nahm ein Pfännelein  
Und kochte ein zartes Gemüselein.  
Joseph zieht das Hemdelein aus  
Und macht Herr Jesus Windlein draus.

Maria zieht die Hoorschnur aus  
Und macht Herr Jesus Fäschband draus,  
Ei Fäschband, und das ist wohr,  
Wir wünschen euch alle ein neues guets Jahr!

Aus Buchweiler im Sundgau

### II

Mer komme daher am Abend so spat  
Und wünsche euch alle ein glückseligs neus Jahr!  
Das edle Kind vom Himmel herab,  
Gott hat uns gesegnet fürwahr!  
Mer wünschen euch alle ein glückseligs neus Jahr!

Wer möcht doch dem Kindlein sein Vater auch sein?  
Der heilige Josephus, der heiligste Mann.  
Das edle Kind vom Himmel herab,  
Gott hat uns gesegnet fürwahr!  
Mer wünschen euch alle ein glückseligs neus Jahr!

Wer möcht doch dem Kindlein seine Mutter auch sein?

Die heilige Mutter Gottes, die seligste Jungfrau.  
Das edle Kind vom Himmel herab,  
Gott hat uns gesegnet fürwahr!  
Mer wünschen euch alle ein glückseligs neus Jahr!

Mer wünsche der Madame e goldenes Buech,  
Damit ka sie geh dene Kirche züe.  
Mer wünschen euch alle ein glücklichs neus Jahr!

Mer wolle's di Madame in Ehr stande lo,  
Un wolle's mit dem Herre ha.  
Mer wünsche dem Herre e goldene Tisch,  
Auf alle vier Ecken gebratene Fisch,  
Mittle drin der Kelch mit Wein,  
Der liebe Gott soll schenken ein.  
Es freut sich die englische Schar:  
Mer wünschen euch alle ein glücklichs neus Jahr!

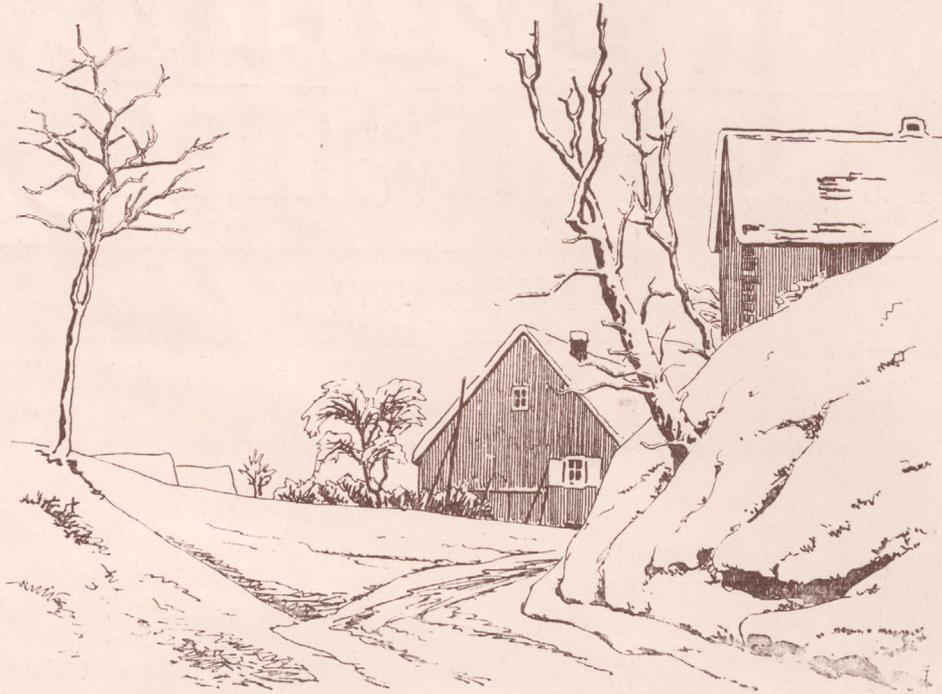
Jetzt wolle mer de Herre in Ehre stande lo  
Und wollen es mit de Techter ha.  
Mer wünsche de Techter e goldene Schnüar,  
Damit ziehen sie ihre Brüstelein züa.  
Es freut sich die englische Schar:  
Mer wünschen euch alle ein glücklichs neus Jahr!

Jetzt wolle mer de Techter in Ehre stande lo  
Und wolle's mit de Sehne ha.  
Mer wünsche e de Sehne de Rieme in die Hand,  
Damit sie könne fahre si Acker un si Land.  
Es freut sich die englische Schar:  
Mer wünschen euch alle ein glücklichs neus Jahr!

Mer wünsche der Köche der Bese in die Hand,  
Damit ka sie kehre di Küche und der Gang.  
Es freut sich die englische Schar:  
Mer wünschen euch alle ein glücklichs neus Jahr!

Aus Oberhergheim





Paul Leschhorn

Lemberg (Lothr.)

## Jahreswende

Wer weiss, was um die Wende  
Des Jahres sich vollzieht?  
Ob nicht durch deine Hände  
Ein Grosses einst geschieht. . .

Mit jeder Stunde kündet  
Ein neuer Stern sich an.  
Ist er mit dir verbündet,  
Dass er dich führen kann? —

Dein Herz ist voller Sorgen,  
Dein Glaube ist vereist.  
Du fühlst dich erst geborgen,  
Wenn du dich selbst befreist.

Nimm auch die schwersten Dinge  
Wie eine Gabe hin.  
Damit dein Leben klinge,  
Gib du ihm einen Sinn!

Raymond Buchert

## Auf eine Winterlandschaft von P. Leschhorn

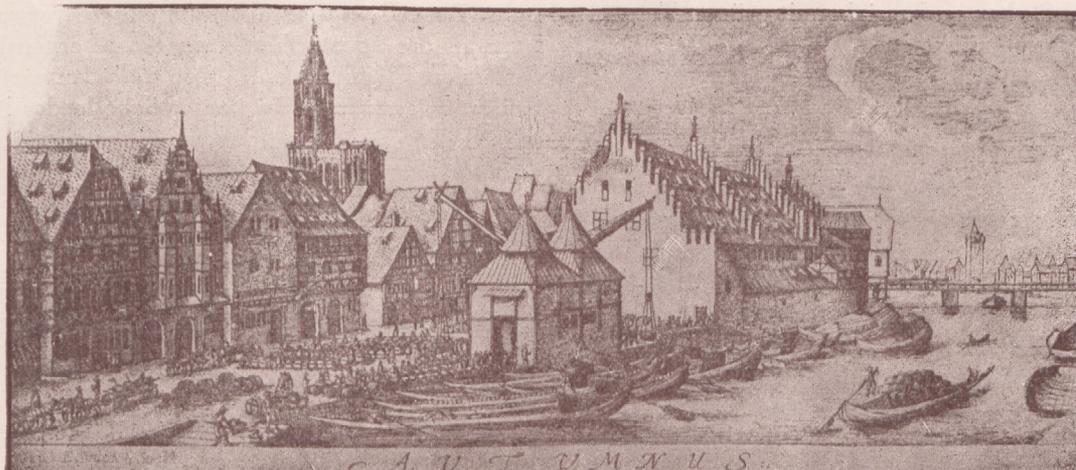
Verschüttet liegen Hügel, Hang und Rain.  
Unendlich gross im Raume steht das Schweigen.  
Die sanften Höhen schimmern seltsam, eigen,  
Wie von verhalt'nem Glanz und Widerschein.

Ein Wiesenbächlein ringt vom Brückenstein  
Sich mühsam, muss stumm zu Tale steigen,  
Und möchte doch sich froh und munter zeigen  
Und seiner Fesseln los und ledig sein.

Die alte Weide dort, gekrümmt und kahl,  
Reckt wie beschwörend aus, gleich hagern Armen,  
Der braunen Aeste rötliche Konturen.

Der Himmel sanft erglüht wie ein Opal  
Und überhaucht mit seinem rosig-warmen,  
Gedämpften Abglanz die verwehten Fluren.

G. Dub.



W. Hollar

Alt-Strassburg

## Strassburger Neujahrskränze

Vor Jahren schon weckte eine kurze Notiz in Sebastian Brants Annalen für das Jahr 1524 meine Neugier. Darnach beschloss der Rat der XXIer am Samstag nach Katharinentag, das «Krentzel uff den Stuben» zu verbieten (Fragments des chron. Strab. 3, 247). Mit dem wortkargen Hinweis war nicht viel anzufangen und Aufklärung von den Ratsprotokollen nicht zu erhoffen, da diese erst von 1539 ab erhalten sind.

Bei der Durchsicht der Strassburger Mandate und Ordnungen stiess ich nun auf dieses Verbot der XXIer, welches am 23. Dezember 1524 erlassen wurde. Der handschriftliche Erlass hat folgenden Wortlaut:

Gebott der krentz vnd des Bechtens halben in den Wyhennachten feuertagen.

Vnser herren Räte vnd XXI habent erkant, das hinfurter vff keiner stuben, es sye des Ameisters, der Constoffler oder anderer zunft vnd gesellschaften stuben in diser Statt Strassburg nyemands frembds oder heimbsch kränz zum gut Jar vffgesetzt werden sollen, einer beger das oder nit, sonder allein denen, so vff der selb stub mit dem lyb dienen by der peen V Pf. ch, das man niemand, so das bricht, faren lassen will.

Als dan ouch bitzhar in den Wiehennacht feurtage gebächt vnd von einer stuben zu der andren, ouch fromen leuten in ire huser geloffen worden, gutzen vnd neissen, das sol ouch hinfurter abgestellt vnd kein handwerk oder gesellschaft jung vnd alt meer als vmblaufen vnd bächten oder sonst neissen, sonder sich des gantzlich entziehen vnd

abston, by der pen XXX Sch. Pf., die man ouch niemand, so das oberseht, will lassen faren. Deswegen sich meniglich zuhalten. Erkant fritag den 23. Decembris Anno 1524 (Strassb. Stadt-Archiv MO III f. 90 b).

Wenden wir uns mit Uebergehen der in dieser Zeitschrift schon ausführlich geschilderten Bechtumzüge (s. 9 (1929), 45 ff.) nur der Sitte zu, sich zu Neujahr mit Kränzen zu beschenken. Das meint wohl das Mandat, wenn es den Zunftgenossen verbietet, ihren geladenen Gästen, einheimischen wie auswärtigen, bei der Feier des Neujahrstages zum Gutjahr Kränze auf das Haupt zu setzen. Das veraltete Wort Gutjahr hat den doppelten Sinn von Neujahrswunsch und Neujahrsgeschenk. Man gibt, nimmt, holt, singt das Gutjahr. Nur die bei einer Zunft eingeschriebenen Bürger haben fortan noch das Recht, sich auf ihrer Stube mit Neujahrskränzen zu beschenken und solche zu tragen. So ist das Mandat wohl zu verstehen. Wer gegen das Verbot verstösst, wird mit einer Geldbusse von 5 Pfund bedroht. Diese hohe Strafe lässt den Schluss zu, dass der anscheinend harmlose Brauch von einem gestrengen Rate als eine verderbliche Unsitte betrachtet wurde.

Was hat es mit diesem Neujahrskranz für eine Bewandnis? Es ist uns nichts weiter als das Verbot überliefert. Vielleicht kann ein anderer Neujahrbrauch uns die Frage nach Bedeutung und Herkunft der seltsamen Sitte beantworten. Einige Jahrzehnte früher hatte Sebastian Brant im Narrenschiff (1494) als elsässische Unsitte gerügt, die

Häuser und Stuben zu Neujahr mit grünen Tannenreisern auszuschmücken:

Vnd wer nit ettwas nuwes hat  
 Vnd vmb das nuw jor syngen gat  
 Vnd gryen tann riss steckt in syn huss,  
 Der meynt, er leb das jor nit vss.

Kurz darauf geisselt Geiler von Kaysersberg in der Emeis (1508) den gleichen Neujahrsbrauch, den er auf den heidnischen Janus zurückführt, den «etlich mit tanzen und springen, ander mit stechen, ander mit dan reiss in die stuben legen» ehren.

Aus diesen Zeugnissen erhellt, dass wir es nicht mit Weihnachtsmaien, sondern mit Neujahrszweigen zu tun haben, in denen unbewusst alter Kalendenbrauch fortlebte. Wie Geiler richtig bemerkt, geht der Brauch des Reiseraufsteckens auf Janus, den römischen Gott der Kalenden zurück, der ja auch dem ersten Jahresmonat den Namen gegeben hat. Bei den Römern war es Sitte, an den Calendae Januariae, dem 1. Januar, Häuser und Wohnungen mit Lorbeerzweigen und andern grünen Reisern zu schmücken. Ausserdem beschenkten sich Verwandte und Bekannte mit Lorbeer- und Oelbaumzweigen aus dem Hain der Göttin Strena, der Spenderin von Kraft und Gesundheit. Das waren die sogenannten strenae. Die antike Sitte, die Häuser mit grünen Zweigen zu schmücken und sich gegenseitig damit zu beschenken, wanderte mit dem Fest der Kalenden auch nach dem christianisierten Gallien und an die Ufer des Rheins. Hier wurden sie von den Volksmissionaren heftig als heidnische Ueberbleibsel bekämpft. So heisst es bei Martin von Bracara († 580) und bei Pirmin, dem Apostel der Alemannen († 758): «Was heisst es anderes als Teufelsdienst, die Tische zu zieren und Lorbeer zu setzen?» (Vgl. A. L. Veit, Weihnachten im merowingischen Gallien, in: Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde 2 (1937), 253 f.). Auf diesen antiken Brauch spielen die Sitteneiferer Brant und Geiler an. Den fehlenden Lorbeer ersetzen im Elsass die immergrünen Tannenreiser. Diese hat Geiler auch im Auge, wenn er im Predigtzyklus über das Narrenschiff (1510) als zehnte Narrenschelle bezeichnet cingere domos lauro, die Häuser mit Lorbeerzweigen zu schmücken (Navis Fatuorum. Arg. 1510, Turba 64 OP).

Aus den strenae, die in Frankreich als étrennes fortleben, müssen sich unsere Strassburger Neujahrskränze entwickelt haben. Die Römer betrachteten die Nachtage der Kalenden, Nonen und Iden, als dies atri, als schwarze oder Unglückstage, deren böse Folgen es abzuwenden galt. Das war auch der Hauptzweck der strenae an den Kalenden des Ja-

nuar. Das Mittelalter übernahm diese verworfenen Tage als die ägyptischen Tage, ein Aberglaube, den das Trierer Konzil vom Jahre 1310 verwarf. Auch Geiler bekämpft sie in der 8. Schelle des Narrenschiffs als alten Aberglauben und verurteilt in der darauffolgenden 9. Schelle den Volksglauben, der sich an das Austeilen des Gutjahrs knüpft: Euxenia donare in kalendis Januariis quasi pro bono augurio, d. i. das Gutjahr auf den neuen Jahrtag auszuteilen zu einem guten Vorzeichen. Galt doch die Neujahrsnacht damals wie heute noch als Freinacht der bösen Geister, die man durch Schreckläuten, Schreien, Johlen, Peitschenknall und andern Lärm zu verscheuchen suchte.

Zu diesen Schutzmitteln sind sicher die Strassburger Neujahrskränze zu zählen. An Kränze aus Tannenzweigen ist wohl nicht zu denken, eher an Gebinde aus grünen Buchsbaumzweigen oder aus Immergrün (*Pervinca minor* oder *major*). Gerade bei diesem erwähnt der Strassburger Arzt Hieronymus Brunschwig, der die vom Rate bekämpften Neujahrskränze noch aus eigener Anschauung gekannt hat, in seinem Distillierbuch aus dem Jahr 1512 mehrmals, dass man aus diesem Kraut «im Elsass pfligt scheppelin oder krentzlin zu machen zum dantz oder hochzeit» (*De arte distillandi* 1512, 207 b und 208 b; *New Distillierbuch* 1531, 72 b). Nun verband sich mit dem Tragen solcher Kränze der Glaube, dass der Träger gegen die Macht der Unholden gefeit sei. Fügt doch Brunschwig hinzu: «Welicher das krut by im tragen ist, vber den hat der Teufel keinen gewalt. Ouch ob welicher huss-thür diss krut henget, in das selbig huss mag kein zoubery kommen.» So war der als Gutjahr geschenkte Immergrünkranz nicht nur ein Schmuck der das Neujahr festlich begehenden Zunftgenossen, sondern auch ein hochgeschätztes Abwehrmittel gegen die Leib und Seele gefährdenden bösen Mächte.

So stellt sich das Verbot der Neujahrskränze als ein Glied in der Kette des jahrhundertelangen Abwehrkampfes der kirchlichen und weltlichen Behörden gegen einen tiefeingewurzelt heidnischen Aberglauben heraus. Bis jetzt bilden das Zeugnis Brants in seinen Annalen und das Mandat des Strassburger Rates die einzigen mir bekannt gewordenen Belege für die Sitte des grünen Neujahrskranzes. Bis weitere Dokumente aus dem Staub der Archive auftauchen, müssen wir uns mit einer möglichst einfachen Deutung des Brauches begnügen. Ob die vorgeschlagene Erklärung mit ihren Schlussfolgerungen die richtige ist, überlasse ich dem Urteil des Lesers.

A. Pflieger

## Das Bauopfer in Brauch und Sage

In der jüngeren Steinzeit, die etwa bis zum Jahre 2000 v. Chr. reichte, begruben die Menschen ihre Toten meist im Innern der Häuser. Bestattungen dieser Art fanden sich, z. B. im Gräberfelde der jüngeren Steinzeit von Stützheim, in den steinzeitlichen Kellergruben von Mundolsheim-Hausbergen und bei Katzenthal. Die alte Wohnstätte sollte der Seele des Verstorbenen als Aufenthaltsort weiterdienen. Man suchte auf diese Weise die unsterbliche Seele des Toten sich günstig zu stimmen und die Macht der bösen Geister zu bannen.

Diese Furcht vor den bösen Geistern, besonders den Erdgeistern, war auch die Ursache, dass seit altersher beim Bau eines neuen Hauses Bauopfer dargebracht wurden, um die Erdgeister, die bisher an dem betreffenden Orte ungestört schalten und walten konnten, durch dies Opfer zu versöhnen. Man wollte dem Bau durch Schaffung eines persönlichen Schutzgeistes eine besondere Kraft und Sicherheit mitteilen, ihn durch eine Art von Zauber gegen üble Einflüsse bewahren oder endlich durch sympathische Mittel ihm Glück, Gedeihen und Bestand sichern.

In den ältesten Zeiten, in denen die Furcht vor den dunklen Mächten naturgemäss am stärksten war, war auch das Bauopfer, das man ihnen darbrachte am grausamsten. Menschenopfer waren es in ältester Zeit, Menschen, die man lebendig in die Grundmauern des Neubaus eingrub oder einmauerte. Bei den Kelten lässt sich diese Sitte nachweisen. Im Elsass lebt in Sagen noch die Erinnerung an menschliche Bauopfer fort. So berichtet eine Sage, dass bei der Grundsteinlegung des Strassburger Münsters zwei Brüder vergraben worden seien. Ein Steinbildnis an der Stadtmauer in Reichenweier erinnert an den Treulosen, der im Jahre 1635 den Lothringern die schwache, unbewachte Stelle der Stadtmauer verriet, aber nach dem Abzug der Feinde an der Stelle seiner ruchlosen Tat eingemauert wurde. Dieses Einmauern geschah wohl z. T. als Strafe und den Lebenden zur Warnung, aber auch als Erinnerung an die einst üblichen Bauopfer und zur Versöhnung der beleidigten Schutzgeister der Stadtmauer. Besonders bei Brückenbauten und sonstigen Bauwerken auf vom Wasser gefährdeten Boden erschienen dem Aberglauben damaliger Zeit entsprechend solche Bauopfer geboten. Nach der Sage wollte der Turmbau des Strassburger Münsters wegen der unterirdischen Quellen nicht gelingen. Erst als sich jemand als

Bauopfer freiwillig anbot, soll es möglich gewesen sein, das Hindernis zu beseitigen.

Als später die Anschauungen und Sitten etwas gemässigter wurden, traten an Stelle der Menschenopfer die Tieropfer. Pferde, Lämmer, Hunde, Katzen und Schweine waren beliebte Bauopfer, Vögel dagegen, ausser Hahn und Henne, selten. Beim Durchbruch der Stadtmauer in Rufach fand man darin den Schädel eines Pferdes eingemauert. In den Resten der alten Stadtmauer Strassburgs vom Jahre 1228 fand man beim Spitaltor das Skelett einer Katze und eines Vogels. Beim Umbau eines Hauses in der Bruderhofgasse in Strassburg wurde zwischen Decke und Fussboden und zwischen Querbalken eine grosse ausgewachsene Katze eingeschlossen gefunden. Das Tier war vollständig ausgetrocknet, hart geworden und noch mit seiner ganzen Haut umgeben: ein sicherer Beweis, dass es lebend eingemauert worden ist. 1894 fanden Arbeiter in den Fundamenten eines in Mülhausen im Jahre 1551 gebauten Hauses in einem sicheren Versteck ein Hühnerei in einer kleinen Metalltasse aufrechtstehend. Eier fanden sich auch in anderen Gegenden oft als Bauopfer. Weitere Milderung der Sitten geht daraus hervor: Kein lebendes Huhn wurde mehr geopfert, sondern ein Ei, das ja den entwicklungsfähigen Keim eines lebenden Wesens enthält.

Ein weiterer Schritt der Kulturentwicklung ist es und gleichzeitig eine Erinnerung an die einstigen Bauopfer, wenn heutzutage bei der Grundsteinlegung eines Gebäudes Münzen oder Urkunden in den Grundstein, bei Türmen auch vielfach in den Knopf der Spitze eingefügt werden. In der Gegend von Walscheid ist es vor wenigen Jahren noch Sitte gewesen, auch bei der Errichtung kleiner Gebäude, eine wenn auch noch so geringe Summe Geldes unter den Eckstein zu legen.

Schliesslich erinnern an die alten Bauopfer noch manche Bräuche, die heute noch bei Richtfesten, wenn der Dachstuhl aufgeschlagen ist, üblich sind. Der Zimmer- und Richtspruch, der vom Meister vom festlich geschmückten Dachstuhl herabgesprochen wird und dem Hausherrn Gottes Segen erwünscht, zeigt den Wandel vom Aberglauben zur christlichen Weltanschauung. Verschiedene Gebräuche lassen aber doch noch die Erinnerung an die alten Bauopfer erkennen. In Ottrott warf man gedörrtes Obst, auch kleine Münzen vom First des neuerbauten Hauses herab. In Ergersheim leerte

der Zimmermeister nach dem Richtspruch ein Glas auf das Wohl des Hausherrn und warf es dann hinab. Zerbrach es nicht, so galt das als günstige Vorbedeutung. Dem Glück konnte aber dadurch nachgeholfen werden, dass man das Glas auf den weichen Mist hinabwarf. Auch in Weitersweiler galt es als ein Glückszeichen, wenn das Glas ganz blieb. An anderen Orten, z. B. in Balbronn, huldigte man dem Sprichwort: Scherben bringen Glück! Dort soll das in die Tiefe geworfene Glas zerspringen, sonst bedeutet es Unheil für die Zukunft.

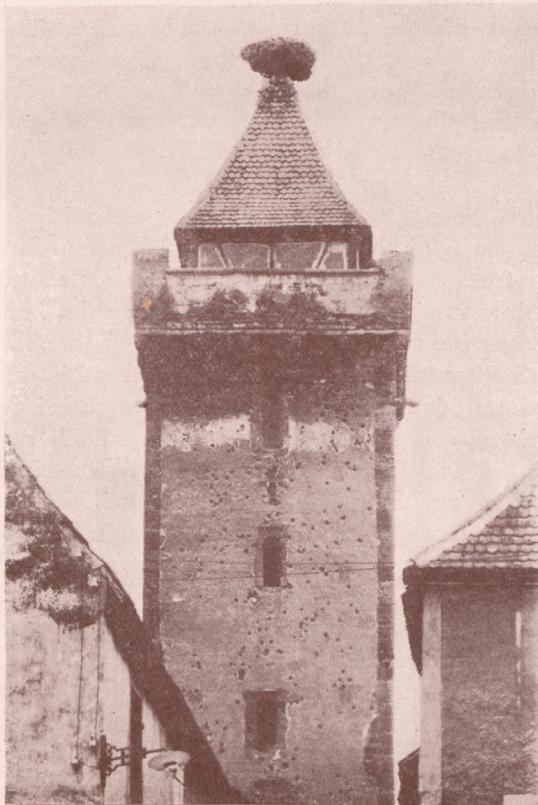
Die ungeheure Wandlung der Bauopfer vom lebenden Menschenopfer bis zu einem zerbrochenen Glas lassen die Kulturentwicklung der Menschheit erkennen, die Mässigung und Milderung der Sitten und Anschauungen, die wir den Lehren des Christentums zu verdanken haben. S.

Der Vollständigkeit halber fügen wir der Uebersicht über die elsässischen Bauopfer noch einige Beispiele hinzu. Beim Bau der neuen Kanzlei in Buchsweiler 1658 sind «in das fundament in das eck gegen den Marstall über, in ein steinern kästel

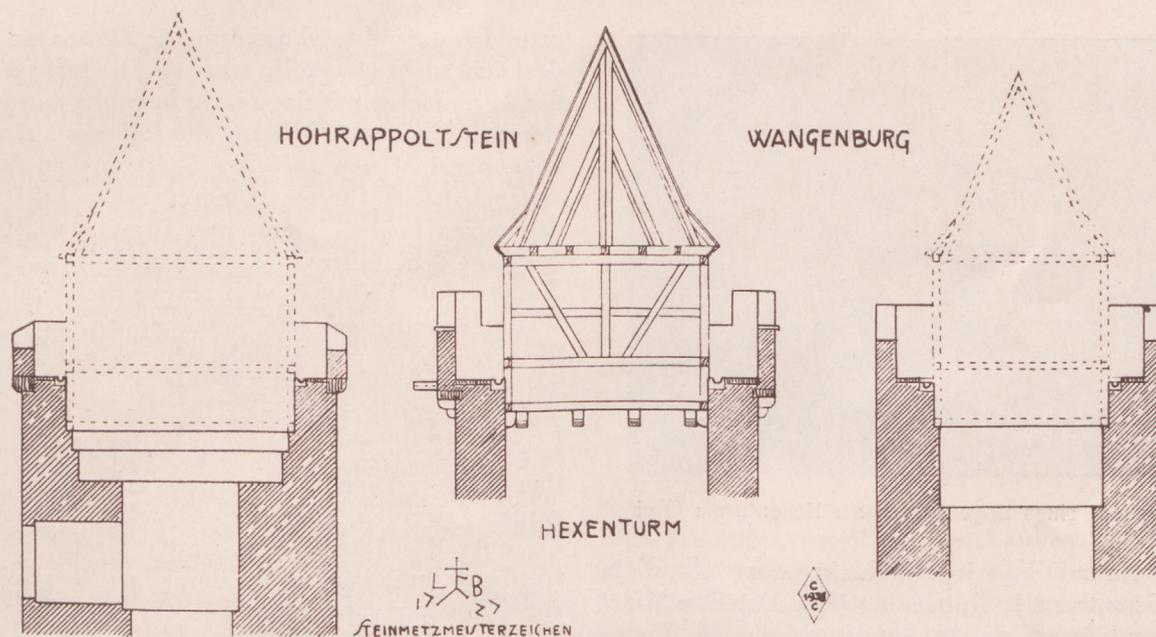
in zwei gläser roth und weis wein, auch dabei etlich gold und silber münzen gelegt worden. Der werkmeister war Hans Weibel von Strassburg» (L. A. Kieffer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, 1890, 29).

Beim Abbruch des Wachthauses am alten Bischweiler Tor zu Hagenau im Jahr 1898 fand man unter dem Fussboden eine Anzahl Kupfermünzen aus der Zeit der XIV., XV. und XVI. Ludwige. Interessanter war der Fund einer in einer Nische eingemauerten Katze. Der mumienhafte Zustand sowie der gekrümmte Rücken des Tieres verrieten, dass es als Bauopfer lebendgi eingemauert worden ist (G. Gromer, Chat emmuré, in: Bull. de la Soc. d'Hist. et d'Archéol. de Hagenau 7 (1927), 60).

Auch heute ist der Brauch des Bauopfers noch nicht ausgestorben und bei Grundsteinlegungen öffentlicher Gebäude wie Kirchen und Schulhäuser üblich, aber auch bei Privatbauten. So teilte Mme. H. aus Strassburg-Neudorf mit, dass sie 1930 beim Bau ihres neuen Hauses ein 10 Centimesstück in die Garage einmauern liess, damit immer Geld im neuen Hause sein. D. Red.



Der Hexenturm in Rufach



## Der Hexenturm in Rufach

Ein Beitrag zur Burgenkunde von C. Czarnowsky

Bevor wir näher auf den Rufacher Hexenturm eingehen, sei in Kürze erklärt, warum wir hauptsächlich die Freunde mittelalterlicher Baukunst mit diesem Bauwerk bekannt machen möchten. Die Touristen, die unsere Vogesenburgen besichtigen, stellen sich angesichts des Gemäuers eines hochragenden, guterhaltenen Turmes immer wieder die Frage nach der ehemaligen Bedachung dieses höchsten, Bergfried genannten Bauteils der zerstörten Burganlage. Skizzen und Stiche aus dem 16. Jahrhundert zeigen des öfteren im Hintergrund einer Stadt einen Gebirgszug, auf dem manchmal mehrere Bergschlösser angedeutet sind. Diese lassen wohl die Umrisse der Dachausbildungen erkennen, jedoch können die Abbildungen infolge des kleinen Masstabs der Zeichnung nicht als genaue Angaben über die wirkliche Dachform angesehen werden. Durch nähere Untersuchung der Bekrönung gut erhaltener Türme, sei es bei Treppenanlagen oder im Laufe von Konsolidierungsarbeiten, gewann man Anhaltspunkte, um sich ein ungefähres Bild von der Bedachung machen zu können. Man gelangte so zur Annahme, dass für die Bergfriede zwei Arten von Dachüberdeckungen in Frage kommen. Ergänzend sei bemerkt, dass die Turmmauern in der Regel mit einem Zinnenkranz endigten. Es kann nunmehr nachgewiesen werden, dass diese Zinnen entweder mit dem Turmdach, wohl in der Form einer Pyramide, d. h. mit einem sogenannten

Zeltdach abgedeckt waren, oder dass hinter den Zinnen sich auf dem erheblich starken Mauerwerk des Turms eine Art ungedeckter Wehrgang befand. Es war demnach nur der Hohlraum des Bauwerks mit einer Dachkonstruktion abgedeckt. Der erste Fall ist erwiesen durch noch vorhandene Hohlziegel, welche in ein Mörtelbett auf das Zinnenmauerwerk verlegt waren. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Bergfried der Ulrichsburg. Eine Rekonstruktion dieser Art von Turmbedachung ist beim Bergfried der Hohkönigsburg ausgeführt worden. Für die zweite Art der Bedachung sind beispielsweise zu erwähnen die Bergfriede der Ruinen Hohrappoltstein und Wangenburg. Hier ist hinter den Zinnen der Fussboden des Wehrgangs mit Sandsteinplatten belegt. Diese sind an eine in Stein gehauene Rinne, welche auf die innere Mauerkante aufgesetzt ist, angeschlossen. Die Rinne mündet dann zur Ableitung des Regen- und Schneewassers mit einem Wasserspeier nach aussen. Ferner befinden sich an den inneren Mauerflächen des Turmes in geringer Tiefe unter der Rinne noch Mauerabsätze. Diese waren vermutlich als Auflager der Wände eines Aufbaues in Holz mit Ausmauerung (Fachwerk) angeordnet. Ueber den Wandungen erhob sich dann das Dach mit Hohlziegel- oder Flachziegeldeckung. Die Zinnen und der Wehrgang waren nicht überdacht.

Die Richtigkeit dieser bisher nur vermuteten



Fragment eines Bogenfrieses am Hexenturm: Greif

Dachkonstruktion wird durch ein näheres Studium des Hexenturms in Rufach bestätigt. Derselbe bildet mit den Türmen der St. Arbogastkirche ein Wahrzeichen der Stadt. Ferner ist er einer der wenigen vollständig erhaltenen Wehrtürme einer mittelalterlichen Stadtbefestigung. Infolge seiner grossen Höhe diente der Turm wohl ausser zur Verteidigung vorwiegend zur Beobachtung. Sein unterer Teil, gewissermassen der Sockel, hat einen kreisförmigen Grundriss. An denselben schliesst sich beiderseits die Stadtmauer an. Auf diesem runden Turmstumpf ist der übrige Turmaufbau mit quadratischem Grundriss errichtet. Diese vielleicht einzig dastehende Konstruktion erinnert unwillkürlich an den grossen Streit anlässlich der Rekonstruktion des Bergfrieds der Hohkönigsburg. Im Zustand als Ruine war noch dessen unterer Teil mit quadratischem Grundriss erhalten. Der bauleitende Architekt des Wiederaufbaues ergänzte den Bergfried bis zur Zinnenbekrönung unter Beibehaltung dieser Grundrissform. Die Gegner dieses Wiederaufbaues verlangten jedoch unter Bezugnahme auf eine alte Zeichnung und einer Burgendarstellung auf einer Elfenbeinplakette die Ergänzung des Turms unter Verwendung eines kreisförmigen Grundrisses. Der Hexenturm gibt nun das umgekehrte Beispiel, d. h. die Bauleute setzten auf einen vorhandenen runden Unterbau einen quadratischen Aufbau. Letzterer wurde, nach der Spitzbogenform eines Fensters und der Fenstergewändeprofilierung zu schliessen, in der gotischen Bauperiode errichtet. Aus der Anzahl der übereinanderliegenden Fenster lassen sich drei Stockwerke feststellen. Der Unterbau ist in schichtenweise gemauerten Bruchsteinen, der Oberbau in Bruchsteinen mit äusserem Mörtelputz unter Verwendung von Eckquadern errichtet. Die Brüstung des Wehrgangs ruht auf zwei Schichten hohen, ab-

gerundeten Sandsteinkonsolen. Die Zinnen sind leider nicht mehr vollzählig erhalten. Das heutige Bild des Turmdaches mit der Zinnenbrüstung entspricht ziemlich gut der Abbildung des Turmes auf einer Gesamtansicht von 1548 der Stadt in dem Werke von Sebastian Münster (Cosmographie 1550) und derjenigen in dem Werke von Braun und Hagenberg aus dem Jahre 1575. An den Innenseiten des Mauerwerks befinden sich, etwas tiefer als der Wehrgangboden gelegen, Steinkonsolen, auf welche die Turmbekrönung in Holzfachwerk mit Zeltdach aufgesetzt ist. Im Hinblick auf die Abbildungen von 1548 und 1575 kann angenommen werden, dass es sich hier noch um die ursprüngliche Konstruktion handeln kann. Sollte jedoch urkundlich nachgewiesen werden, dass der ehemalige Aufbau im 17. oder 18. Jahrhundert durch Brand zerstört wurde, so muss man es den damaligen Baumeistern zur Ehre anrechnen, dass sie für den fraglichen Wiederaufbau die alte Form als Vorbild genommen haben. Der Wehrgang hat den bereits oben erwähnten Steinplattenbelag. Dieser ist mit einer Rinne an den den Innenraum überdeckenden Aufbau in Fachwerk angeschlossen. Zwei Wasserspeier an der Südost- und Südwestecke führen das Regen- und Schneewasser vom Wehrgang und Aufbau ab. Diese Steinrinnenanordnung hinter den Zinnen ist die gleiche wie die des Hohrappoltstein und der Wangenburg. Dieselbe bildet hiernach mit dem Aufbau und seiner Dachanordnung eine Erklärung für die Bedachung der erwähnten Bergfriede. Für die Burgenkunde im Elsass dürfte diese Feststellung von ganz besonderem Interesse sein.

Bei näherer Untersuchung des Mauerwerkes vom Oberbau erhält man den Eindruck, dass dieses zu einem gewissen Teil mit von Abbruch herrührenden Steinen ausgeführt wurde. So ist z. B. die Bank des Spitzbogenfensters des zweiten Stockwerks der Nordseite aus einem Stein gearbeitet, welcher wahrscheinlich von einem abgebrochenen Teil der romanischen St. Arbogastkirche stammt. Es handelt sich um ein Fragment eines Bogenfrieses, welcher mit einem Greif in Flachrelief dekoriert ist. Ferner befindet sich an einer Vermauerung des Fensters des ersten Stockwerks der Südseite ein Steinrest mit einem Steinmetzmeisterzeichen und der Jahreszahl 1525.

Die Turmspitze umgibt ein Storchennest, welches 1938 noch benützt wurde. Der Hexenturm ist seit 1921 als geschichtliches Denkmal klassiert. Somit ist seine Erhaltung gewährleistet. Der malerische Hexenturm wird auch in Zukunft ein besonderes Merkmal des mittelalterlichen Teils der Stadt Rufach bleiben.

# Monseigneur de Bombelles

Geb. 1744 in Bitsch, gest. 1822 als Bischof von Amiens. — Von Dr. J. Schwaller

Goethe erwähnt in seiner « Kampagne in Frankreich » einen französischen Marquis de Bombelles, dessen Bekanntschaft er in Venedig gemacht und den er während dieses Feldzuges (1792) eines Tages unverhofft an einem Wachtfeuer in den Argonnen wieder traf, zu ihrer beiden grösstem Erstaunen. Dieser Mann, dessen Lob der deutsche Dichterstürst singt, ist ein Lothringer, ein Bitscher Bürger; sein Leben ist so tatenreich, aber auch so wechselvoll — vertauschte er doch die Offiziersuniform und den Diplomatenrock schliesslich mit dem geistlichen Kleide sowie die Heimat mit der Fremde — dass wir ihm, unserm grossen Landsmanne, mit freudiger Genugtuung und besonderem Stolze diese längere Abhandlung widmen.

## I. Der Marquis de Bombelles

Marc Marie de Bombelles erblickte am 8. Oktober 1744 das Licht der Welt in Bitsch, wo er auch getauft wurde. Sein Vater ist der Generalleutnant Graf Henri François de Bombelles, Gouverneur des Schlosses und der Stadt Bitsch, Kommandant der königlichen Armeen an der Grenze von Deutsch-Lothringen und an der oberen und unteren Saar; seine Mutter ist eine geborene de Badains (Geneviève Charlotte). Pate und Patin sind laut Kirchenbüchern ebenfalls von altem französischem Adel: Seigneur Alexandre Marc de Paulmy de Voyer, Seigneur d'Argenson et autres lieux, ministre et secrétaire d'état de la guerre, représenté par Maître Léonard de la Barre, chevalier, Seigneur de Givry et autres lieux, lieutenant-colonel, commandant au bataillon de la milice de Bourbonnais... et Dame Marie Eugénie Geneviève Casimire de Béthune, maréchale, duchesse de Belle-Isle, princesse du Saint-Empire, représentée par dame Madeleine Maurice de Sarreinsming, comtesse de Riccé.

Die Familie de Bombelles soll aus Portugal stammen, und unweit der Hafenstadt Setubal werden die Ruinen ihres Stammschlosses gezeigt. Schon im frühen Mittelalter begegnen wir denselben in Frankreich; ein Siméon de Bombelles nimmt am Kreuzzuge Ludwigs IX. nach Afrika teil. Von da ab figurieren die de Bombelles ständig auf der Ehren-tafel der französischen Geschichte und besonders der Militärgeschichte. Schon bald sind sie mit unserm Heimatland verwachsen. Der Urgrossvater unsers Helden kommandiert in Metz, sein Gross-

vater in Hünningen, wo auch sein Vater, der Bitscher Gouverneur, geboren und getauft ward (27. Febr. 1681). Nach den Proskriptionslisten der Moselle, die Prof. A. Gain im Jahrbuch für lothringische Geschichte und Altertumskunde (Bd. 34 ff.) veröffentlicht hat und in denen wir mehrere Familienmitglieder des Namens de Bombelles finden, waren sie begütert in Marly, Ay, Rozérieulles u. a. O.

Graf Henri François de Bombelles war Kommandant von Bitsch von 1740 bis 1760. Er war äusserst tätig; so baute er den Schlossberg und die alten Festungsanlagen, die von Vauban herrühren, weiter aus und liess auch ausserhalb der Stadt Redouten anlegen, z. B. am Kindelberg, beim Simserhof und bei Herzogshand. Diese Verschanzungen sollten sich gleich bewähren beim Pandurenüberfall am 13. Juli 1744.

Mehrere schöne Ofenplatten im Fort, die das Datum 1743 tragen, stammen aus eben dieser Zeit. Wenn auch dem Bezirk eine besondere Steuer auferlegt wurde, die dem Ausbau der Bitscher Festung zugewandt werden sollte, wenn auch die Bauern des Bitscherlandes zu schweren Frondiensten herangezogen wurden, so stand nichtsdestoweniger der Festungsgouverneur im ganzen Lande in hohem Ansehen. Als er, 80-jährig, die Augen für immer schloss, ward er beweint von gross und klein, besonders aber von den Armen, denen er ein zweiter Vater geworden. Er wurde beigesetzt in der Katharinenkapelle, die damals als Stadtkirche diente (29. Juli 1760). Als später an deren Stelle die jetzige stattliche Pfarrkirche erbaut wurde, liess der dankbare Stadtrat ihm im Innern der Kirche ein prächtiges Denkmal mit Bidnis und ehrender Inschrift errichten (1783), das für alle Zeiten das Andenken des edlen Mannes verewigen sollte. Die Grabinschrift lautet:

Henrico Francisco comiti de Bombelles  
 Legato Regionum exercituum  
 Equiti Torquato  
 Superioris et Inferioris Saravi Praefecto  
 Patri Provinciae  
 Post annos XX administrationis optima  
 Inter omnium luctus anno MDCCLX extincto  
 sed in sui nominis ita et virtutum  
 dignis haeredibus reviviscenti  
 Monumentum posuit  
 Aeternum memor civitas Bitensis.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein offizielles Schreiben des Bitscher Stadtrates an seine Kinder nach Paris abgesandt (20. Nov. 1783), das in lobenden Worten des Verewigten gedenkt: « ce digne gouverneur, père du peuple, surtout des malheureux ».

Zum Neubau der Bitscher Stadtkirche hatte übrigens die Familie de Bombelles einen grösseren Vorschuss gegeben; und im Jahre 1790 schenkt der Marquis de Bombelles der Kirche von Bitsch eine Summe von 650 frs mit der Verpflichtung, alljährlich am 19. Juli eine feierliche Stiftsmesse für die Seelenruhe seines verstorbenen Vaters zu singen mit anschliessender Prozession zum Mausoleum der Familie. Diese Stiftung musste leider 1893 reduziert werden, und beim Neubau des Glockenturmes (1897) wurden auch die Gebeine des ehemaligen Bitscher Gouverneurs ausgegraben, um auf dem städtischen Friedhofe, links vor der Kapelle, beigesetzt zu werden, wo eine Marmortafel mit Inschrift sein Andenken verewigt. Das Bildnis mit der ursprünglichen Grabinschrift blieb im Haupteingang zum alten Bitscher Fort an seinen berühmtesten Gouverneur; auch trägt eine kleine Strasse, die auf den Schlossberg führt, dessen Namen.

Sehr viel Vermögen hatte de Bombelles seinen Kindern nicht hinterlassen können; er war eben zu freigebig gewesen zeitlebens; auch hatte er mehr Wert auf eine gute Erziehung seiner Kinder als auf vergängliche irdische Güter gelegt. Die Grabinschrift rühmt, wie oben zu lesen ist, dem Verstorbenen nach, dass er in seinen Kindern, « den würdigen Erben seines Namens und seiner Tugenden » weiterlebt; dies gilt vor allem seinem Sohne Marc Marie, dem spätern Bischof von Amiens, dem diese Abhandlung gewidmet ist.

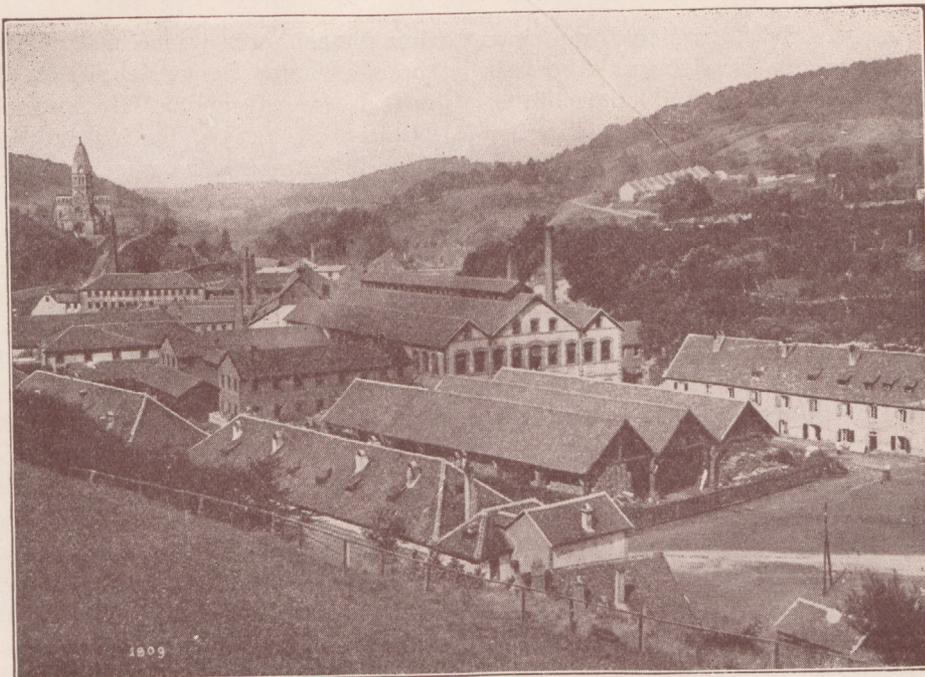
Seine ersten Jugendjahre verlebte der junge Graf Marc Marie de Bombelles in seiner Vaterstadt Bitsch. Später noch erinnert er sich gerne seiner glücklichen Kindheit im Schatten der trotzigsten Feste, so z. B. in einem Schreiben des Jahres 1783, worin er die Stadt Bitsch einlädt, Patenstelle bei seinem zweiten Sohne zu übernehmen. Es braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die Stadt freudigst diese Ehre annahm.

In Bitsch befand sich damals ein blühendes Kolleg, das von den Augustiner-Eremiten um das Jahr 1730 eröffnet worden war; dieselben waren durch ein Dekret des Herzogs Leopold I. von Lothringen vom 6. Februar 1724 ermächtigt worden, das kleine verlassene Kapuzinerklösterlein, welches im Jahre 1627 gegründet worden war, zu besiedeln; es ist das noch heute in bestem Rufe stehende collège St. Augustin. Es scheint nicht, dass

der junge de Bombelles diese Schule besucht hat, denn schon früh ist der talentvolle Knabe Page am Hofe des duc de Bourgogne, eines Bruders des Königs Ludwig XVI; derselbe blieb ihm zeitlebens ein väterlicher Freund und Gönner. Mit 13 Jahren (15. Januar 1757) tritt er bei den « Schwarzen Musketieren » der Königlichen Leibgarde ein; nach alter Vätersitte hatte sich der junge de Bombelles für die militärische Laufbahn entschieden, vorläufig wenigstens. Das Regiment, das er gewählt, stand damals unter dem Befehl des Marquis de Béthune, eines väterlichen Freundes, und lag in der Picardie. 60 Jahre später, in seinem ersten Hirtenbrief, erinnert der Bischof de Bombelles an diesen seinen ersten Aufenthalt in Amiens und erwähnt auch nebenbei, dass er bei der Gelegenheit als junger Offizier dem Bischofe Mgr. de la Motte einen Besuch gemacht habe, ohne im geringsten zu ahnen, dass er einmal selber diesen Bischofspalast bewohnen sollte.

Schon früh fasste das Leben den jungen Mann mit rauher Hand an. Er zählte kaum 16 Jahre, als er seinen Vater verlor; seine gute Mutter war schon etliche Monate vorher gestorben. So oblag ihm die Sorge für vier jüngere Geschwister, einen Bruder und drei Schwestern; zwei andere Geschwister waren jung gestorben; das eine wurde in der Kirche von Sierthal, das andere in der Katharinenkapelle von Bitsch begraben. Zu allem Unglück starb im folgenden Jahre (1761) auch sein fürstlicher Gönner, der duc de Bourgogne. Doch der willensstarke, strebsame Jüngling verzagte nicht. Er machte schnell Karriere: 1759 ist er Leutnant; er nimmt teil am Siebenjährigen Kriege als Adjutant des Marquis de Béthune und erhält erst 15jährig die Feuertaufe auf dem Schlachtfelde. In dem Treffen von Korbach bei Kassel (10. Juli 1761) wird er verwundet; Marschall de Broglie, der Sieger von Minden, erkennt in lobenden Worten seine Tapferkeit an. Bei Friedensschluss (1763) ist er Hauptmann in dem Husarenregiment de Bercheny. Da fasst der 19jährige Offizier den kühnen Entschluss, dem aktiven Militärdienst zu entsagen, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen und sich so, wie er schreibt, seiner Geschwister besser annehmen zu können. Nichtsdestoweniger stieg er immer höher auf den Stufen der militärischen Hierarchie: 1771 ist er colonel, 1784 brigadier des armées du Roi, endlich am 9. März 1788 maréchal-de-camp, welcher Grad heute dem eines Brigadegenerals entspricht.

Seine diplomatische Laufbahn begann de Bombelles als Gesandtschaftsattaché im Haag (1765), nachdem er während zweier Jahre im « Geheimen Ministerium » in Paris sich auf diesen neuen Beruf



Glasfabriken St. Louis bei Bitsch

vorbereitet hatte. Dann ist er für kurze Zeit in Wien ; 1772 finden wir ihn als Gesandten in Neapel. Von dieser Zeit her datiert seine Freundschaft mit der Königin Caroline von Neapel, die ihn und seine zahlreiche Familie in den Revolutionswirren, als er stellen- und mittellos war, tatkräftig unterstützt hat. 1775 ernennt ihn Ludwig XVI. zum bevollmächtigten Minister beim deutschen Reichstag in Regensburg, ein Beweis, welch grosses Vertrauen der König in seinen Gesandten setzte, trotzdem dieser erst 31 Jahre zählte. Volle zehn Jahre lang bekleidete de Bombelles diesen verantwortungsvollen Posten mit grossem Geschick und viel Takt. Während dieser Zeit war er wiederholt mit wichtigen Missionen in England, Schottland und Deutschland betraut. Der König belohnte die treuen Dienste seines Ministers, indem er ihn zum Marquis erhob, 1777 zum chevalier de St. Louis und bald darauf zum commandeur de l'ordre de St. Lazare de Jérusalem et Notre-Dame du Mont Carmel ernannte.

Im Januar 1778 vermählte sich de Bombelles mit Mile Angélique Charlotte de Mackau, der Tochter eines seiner Vorgänger beim deutschen Reichstage. Die Familie de Mackau stammt aus Irland ; sie war mit dem englischen König Jacob II. nach Frankreich geflüchtet. Die Mutter seiner Gemahlin war Gouvernante bei Madame Elisabeth, der Schwester des Königs, sie selbst zeitlebens deren Vertraute und intime Freundin. Sechs Kinder entsprossen dieser überaus glücklichen Ehe, fünf Söhne

und eine Tochter. Beim ältesten Sohne, Louis, geboren den 1. Juli 1780 in Regensburg und am 21. Oktober 1783 in der Schlosskapelle von Versailles feierlich getauft, vertraten Monsieur und Madame, d. i. Bruder und Schwester (Madame Elisabeth) des Königs Patenstelle. Zwei Söhne starben vor dem Vater : François, der 2. Sohn, geb. 1783 in Versailles, das Patenkind der Stadt Bitsch, starb im Alter von 20 Jahren bei der Belagerung von Ulm als österreichischer Offizier, der jüngste, Victor, der Liebling des Vaters, 19jährig als Seminarist in Issy.

1785 verlässt de Bombelles Regensburg und wird französischer Gesandter in Lissabon ; hier war es, wo er 1788 seine Ernennung zum maréchal-de-camp erhielt, eine Auszeichnung, die nur für besondere Verdienste verliehen ward. Schwer krank kehrt er 1789 nach Versailles zurück ; doch er erholt sich rasch und wird noch im selben Jahr in ausserordentlicher Mission nach Venedig geschickt. Er bleibt als Gesandter in der Lagunenstadt, nachdem er eine Ernennung nach Konstantinopel abgeschlagen. Inzwischen war in Paris die Revolution ausgebrochen. De Bombelles war königstreu bis ins Mark der Knochen, ein warmer Verteidiger der Bourbonen, und blieb es auch zeitlebens. Er reichte entschlossen seine Demission ein, am 29. Dezember 1790, trotzdem er sich bewusst war, dass er dadurch auch seines Gehaltes verlustig ging und seine Familie der grössten Not preisgeben musste, da sein

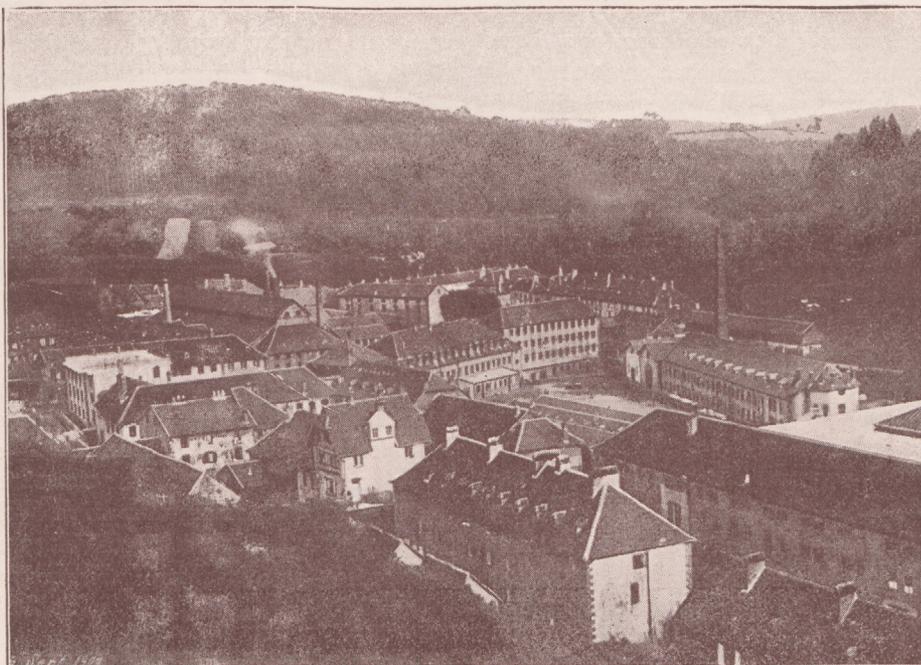
kleines Privatvermögen nicht ausreichte, ihr einen standesgemässen Unterhalt zu sichern. Aber sein heroischer Entschluss stand fest und unerschütterlich, komme, was wolle. Sein Demissionsschreiben legt ein beredtes Zeugnis ab von seiner unwandelbaren Königstreue : « J'élèverai dans l'amour pour le Roi des enfants nés d'une union heureuse, et que Votre Majesté s'était pluë à former : déjà ceux de ces enfants qui peuvent parler, demandent au Ciel le retour des prospérités qui doivent être le prix des vertus de Louis XVI ; leurs vœux seront exaucés et bientôt le Français se rappellera que sans le bonheur de son Souverain, il n'est pas de vrai bonheur pour lui ». Zum Glück sprang die Königin von Neapel helfend ein, welche de Bombelles zu ihrem politischen Korrespondenten ernannte und ihm eine Jahrespension von 12 000 livres aussetzte, bis auch sie schliesslich (1798) aus ihrem Reiche vertrieben ward. Ausserdem betraute Ludwig XVI. ihn, trotzdem er infolge seiner Eidverweigerung offiziell seines Postens enthoben ward, wiederholt mit wichtigen Geheimmissionen in Wien, Stockholm, Kopenhagen und Berlin.

De Bombelles widmete seine ganze Kraft und Zeit der Bekämpfung der Revolution ; er sammelt die französischen Emigranten und führt sie dem Grafen von Artois zu, der den Widerstand im Auslande organisierte. Mit dem Emigrantenkorps unter Condé zieht er an der Seite des preussisch-deutschen Heeres nach Frankreich, um den Königsthron zu retten. Bei dieser Gelegenheit traf er eines Tags am Wachtfeuer mit Goethe, dem deutschen Dichterkönig, zusammen, den er in Venedig hatte kennen lernen, und der ihm, dem feinen Weltmanne, das beste Andenken bewahrt hatte. Hören wir, was Goethe in seiner « Kampagne in Frankreich » über diese unverhoffte Begegnung schreibt : « Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er, als französischer Gesandter residierend, sich höchst angelegen sein liess, dieser trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Bewunderungsausruf, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am grossen Kanal ; es ward gerühmt, wie wir daselbst ehrenvoll empfangen und freundlich bewirtet worden : wie er durch kleine Feste, gerade am Geschmack und

Sinn dieser Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand liebenden Dame, sie und die ihrigen auf vielfache Weise erfreute . . . Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmut ausrufen hörte : Schweigen wir von diesen Dingen, jene Zeit liegt gar zu weit hinter mir, und schon damals, als ich meine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen ; ich sah die Folgen voraus dessen, was in meinem Vaterlande vorging . . . Bald nachher musste ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführt hat ».

Doch alle Opfer waren umsonst ; die unglückliche Schlacht bei Valmy (20. September 1792) zerschlug alle Hoffnungen. Am 21. Januar 1793 fiel das Haupt Ludwigs XVI. unter dem Fallbeile ; die Königin Marie Antoinette, die Prinzen und Prinzessinnen, auch Madame Elisabeth, sollten ihm bald im Tode folgen. Bei der Nachricht von dem blutigen Tode von Madame Elisabeth (10. Mai 1794) fiel Madame de Bombelles schwer krank, so dass man eine Zeitlang die schwersten Befürchtungen hegte. Sie wohnte damals mit ihren Kindern auf dem Schlosse Wartegg bei Rorschach am Bodensee, wo in unsern Tagen (1919) auch der unglückliche Kaiser Karl, der letzte Habsburger auf Oesterreichs Thron, mit seiner flüchtigen Familie ein Obdach gefunden ; dahin hatte de Bombelles die Seinigen bei Ausbruch der Revolution in Sicherheit gebracht. Als die Revolutionsheere auch die Schweiz überfluteten, war hier ihres Bleibens nicht mehr ; sie flüchteten weiter nach Osten und liessen sich schliesslich in Brünn in Mähren, dem heutigen Brno, nieder.

Während all dieser Zeit war der Marquis de Bombelles unermüdlich tätig im Dienste der Gegenrevolution ; er reist an die Höfe von Bayern und Portugal, nach Petersburg, hierhin und dorthin, bald im Auftrag des comte d'Artois, bald der Königin von Neapel. In zwei Schriften wendet er sich an die breite Oeffentlichkeit : « Avis raisonnable au peuple allemand par un Suisse, 1793 » ; « La France avant et après la révolution, 1799 ». Besonders aber nimmt er Fühlung mit den französischen Bischöfen, deren eine grosse Anzahl nach Freiburg in der Schweiz geflüchtet war ; er teilt mit ihnen, was er gerade hat, und er scheut sich nicht, an den Türen der Reichen um Almosen anzuhalten für die zahlreichen französischen Geistlichen, die in der Verbannung lebten. Mit seinem ältesten Sohne, der noch keine 20 Jahre zählte, kämpft er auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen, bald an österrei-



Glasfabriken St. Louis bei Bitsch

chischer, bald an russischer Seite. Ein umfangreicher Briefwechsel mit dem Marquis de Raigecourt, einer anderen lothringischen Emigrantenfamilie, gibt uns Aufschluss über diesen Zeitabschnitt.

Da ereilte ihn der härteste Schlag seines Lebens. Fern von seinen Lieben erfährt er durch eine Zeitungsnote, dass seine geliebte Gattin, erst 38jährig, am 30. September 1800 unerwartet schnell im Wochenbette gestorben sei. Diese Nachricht, die ihn zuerst niederschmetterte, sollte sein ganzes Leben neu orientieren. Schwache Menschen unterliegen im Unglück, starke Charaktere gehen geläutert aus dem Feuerofen der Leiden. Ein süßer Trost war es für ihn, dass die Brüner Zeitung die edlen Tugenden, besonders die Güte und Nächstenliebe der Verstorbenen lobend hervorhob; auch das tief gefühlte Trosts Schreiben des Königs Ludwig XVIII. aus seinem Exil in Mitau rührten ihn sehr; aber sein Entschluss war inzwischen gereift. Er wollte der Welt entsagen, die ihm soviel Enttäuschungen und Leid aufgespart hatte, um sich ganz dem Dienste Gottes, des allerhöchsten Königs, zu widmen.

## II. Mgr. de BOMBELLES

56 Jahre zählte de Bombelles beim Tode seiner Gattin. Er brachte zunächst seine Kinder — das jüngste hatte kaum vier Jahre — in sichere Obhut; dann bat er um ein stilles Plätzchen im Augustiner-

kloster zu Brünn, um sich in der Einsamkeit auf den Priesterberuf vorzubereiten. Im Juli 1802 erhält er die ersten Weihen, und am 15. August des folgenden Jahres wird er zum Priester geweiht. Das Herz des 59jährigen Spätberufenen strömte über von Freude und Dank wie das eines jugendlichen Primizianten. Gottes Wege sind so verschieden, und doch führen sie alle zum Ziele. Sofort erhält unser Neupriester den Domherrntitel von Breslau; die in den katholischen Kreisen Schlesiens und ganz Deutschlands bestens bekannte gräfliche Familie von Praschma bietet ihm zunächst ein Obdach, bis er, der französische Grafensohn, der schneidige Offizier, der feine Diplomat und ruhmreiche General, eine Anstellung als kleiner Landpfarrer in Preussisch-Schlesien erhält. Am 8. August 1806 wird er als Pfarrer von Oppersdorff bei Neisse installiert; dazu gehörte auch die Filiale Bitterwald. Auch auf diesem bescheidenen Posten stellte er wie bisher ganz seinen Mann. Er nahm seinen jüngsten Sohn Victor zu sich in sein ärmliches Pfarrhaus; er wollte selber sein Lehrer und Erzieher sein; er bereitete ihn hier auf seine erste hl. Kommunion vor. Sobald seine mageren Mittel es ihm erlaubten, kaufte er ein Klavier, um auch der Musiklehrer seines Sohnes zu sein. Grosse Freude bereitete es dem Priester-Vater, als er bei seinem lieblichen Neigung zum Priesterberuf entdeckte; er lenkte dessen Schritte zum Heiligtum hin. Doch Gottes Ratschluss hatte es an-

ders beschlossen ; der hoffnungsvolle Seminarist starb 1815 im Seminar zu Issy, von seinem betrübten Vater selber auf den Tod vorbereitet.

De Bombelles war, wie die zeitgenössischen Akten berichteten und wie wir besonders aus seinen Tagebüchern ersehen können, ein seeleneifriger Priester, der sich ganz der Ausübung der christlichen Caritas widmete. Die Gegend war arm, dazu in den napoleonischen Kriegen schwer heimgesucht. Er teilte mit seinen Pfarrkindern seine geringen Einkünfte ; selbst Zuwendungen seiner fürstlichen Gönner wanderten in die Armenkasse, so z. B. 50 Louis-d'or, die ihm der duc de Berry am 4. Juli 1807 von London aus geschickt hatte. Mit besonderer Fürsorge nahm er sich der zahlreichen französischen Verwundeten und Kranken an ; stets weilte er auf dem Schlachtfelde ; sein Pfarrhaus glich nicht selten einer Ambulanz. Dieses edle Benehmen sicherte ihm, dem bourbonentreuen Emigranten im Priesterkleide, die Hochachtung der französischen Offiziere. General Vandamme drückt ihm wiederholt seine höchste Anerkennung aus und lädt ihn zu sich ein. Nur die Truppen, gegen deren tolles Treiben in Feindesland er mehr wie einmal energisch eingeschritten ist, sahen ihn nicht immer gern ; sie nannten ihn spöttisch « le méchant vieux à l'étoile » ; er trug nämlich offen auf seiner Soutane seine militärischen Auszeichnungen. Infolge dieser guten Beziehungen zu den « fremden » Eroberern konnte er seinen Pfarrkindern vortreffliche Dienste erweisen ; während der Belagerung von Neisse durch Vandamme ward seine Pfarrei viel weniger heimgesucht als die andern umliegenden Dörfer, wo Einquartierungen, Requisitionen und Brandschatzungen an der Tagesordnung waren ; als die Festung Neisse endlich kapitulierte, setzte de Bombelles es durch, dass seine Pfarrkinder, anstatt mit der übrigen Garnison den Weg in die Gefangenschaft zu nehmen, sofort nach Hause entlassen wurden. Es ist demnach nicht zu verwundern, dass seine Pflegebefohlenen förmlich an ihm hingen.

Um seine Verdienste zu belohnen, ernannte der preussische König den Pfarrer von Oppersdorff zum Dekanten des Dekanates Ober-Glogau, das damals 14 Pfarreien zählte (1807). Sieben volle Jahre blieb de Bombelles in dieser neuen Stellung tätig, überall Gutes tuend, wo er nur konnte, bis der Sturz Napoleons ihm die Rückkehr in sein altes Vaterland gestattete. Aber seine erste Pfarrei Oppersdorff vergisst er nicht ; als 1819 das Dorf durch eine schwere Brandkatastrophe heimgesucht ward, schickte er sofort von Amiens aus 400 Thaler hin zur Austeilung unter die Brandgechädigten, dazu weitere 100 Thaler für den Lehrer, Vater einer

12köpfigen Familie, desgleichen 100 Thaler zur Anschaffung einer neuen Kirchuhr und 12 Schafe für den Pfarrer, seinen Nachfolger. Bei seinem Tode widmen die katholischen Zeitungen Schlesiens dem Bischofe von Amiens und ehemaligen schlesischen Dorfpfarrer herrliche Worte der Anerkennung und des Dankes. Ein längerer Nachruf, unterzeichnet von Oppersdorff, nennt den Verstorbenen « ihren wahren Schutzengel in harter Kriegsnot, den liebevollsten Vater . . . , der sich in ihren Herzen ein Denkmal gesetzt hat, das niemals wird zerstört werden ».

Schon 1814 war de Bombelles nach Frankreich zurückgekehrt ; es war noch etwas verfrüht. Nach Napoleons Flucht von Elba muss er wieder zum Wanderstab greifen ; er nimmt erneut Besitz von seiner Pfarrei, König Friedrich Wilhelm III. beglückwünscht ihn zu seiner Rückkehr und verleiht ihm den ehrenden Titel «Exzellenz». Doch 1815 verzichtet er definitiv auf seine Stelle und kehrt über Bitsch (je compte m'acheminier à Bitche), schreibt er seiner Schwester am 17. Oktober 1815) nach Paris zurück. Dort wohnt er zunächst bei seinen Schwestern, die ihn mit offenen Armen aufnehmen. Gleich widmet er sich den sozialen Werken, u. a. den kleinen Savoyarden und den jugendlichen Gefangenen. Die Königsfamilie, für die er soviel gelitten und so wacker gestritten, vergass ihres treuen Dieners nicht. Am 15. März 1816 wird er premier aumônier de la duchesse de Berry. Eine Predigt in St. Sulpice am 28. Mai zur Fahnenweihe der Pariser Garnison endigt er mit folgendem Pathos : « Comme ministre du Seigneur, je renouvelle aujourd'hui mon serment et l'ancien général français, élevé aux fonctions du sacerdoce, après avoir béni les drapeaux qui brilleront toujours avec l'honneur de leur légion, pourra dire comme Siméon : c'est maintenant, mon Dieu, que vous laisserez mourir en paix votre serviteur, puisqu'en voyant le Roi, en vous voyant, Monseigneur, environné de princes si dignes de leur père, mes yeux ont vu le salut de la France ».

Als am 14. August 1817 Bischof Demandolx von Amiens das Zeitliche segnete, beeilte sich König Ludwig XVIII. seinen alten Freund und Leidensgenossen, abbé de Bombelles, für diesen Posten vorzuschlagen. Doch da die Ernennung gewisser Schwierigkeiten wegen lange auf sich warten liess, konnte er erst am 3. Oktober 1819, aus der Hand des Erzbischofs von Bourges, Mgr. de Coucy, die Bischofsweihe empfangen, in der Kapelle der Vincentinerinnen der rue du Bac. Am 14. Oktober zieht Mgr. de Bombelles feierlich in Amiens ein ; er liest die erste hl. Messe am Grabe des hl. Firminus, des



Holzschnitt v. Ch. Greyenbühl

Kapelle bei Innenheim

Apostels der Stadt, das sich im Kleinen Seminar befindet. Von da ab blieb er dem Hause ein väterlicher Freund und unterliess es nie, bei feierlichen Anlässen, erster Kommunion, Preisverteilung usw. sein Wohlwollen durch seine freundliche Gegenwart und eine treffliche Ansprache zu bekunden.

Mgr. de Bombelles zählte bereits 75 Jahre, als er sein Amt antrat, aber mit militärischer Disziplin und Energie widmete er sich trotz seines hohen Alters der Erfüllung seiner neuen Pflichten. Schaffensfreudig, leidenschaftlich und hilfsbereit war er stets gewesen, er blieb es bis an sein Ende. Er reformierte zunächst die Diözesanverwaltung und die Kirchenfabriken; für den 1. Januar 1821 erlässt er neue Synodalstatuten. Ein grosses Zeitübel waren die vielen wilden Ehen; in einem Hirtenbriefe des Jahres 1820 setzt er die kirchliche Lehre über Ehe und Ehehindernisse auseinander, und auf seiner Visitations- und Firmungsreise des folgenden Jahres kommt er immer wieder darauf zurück. Er pre-

digte leicht und praktisch, mit Kraft und Ueberzeugung. Warme Worte fand er stets für das Militär, und manche Bekehrung, sogar zum Priesterstande, ist ihm zuzuschreiben. Auf der eben genannten Firmungsreise hat er 87mal die Kanzel bestiegen, über 40 000 Personen gefirmt und 200 Ehen saniert.

Doch das Militärische und Weltmännische in seinem Charakter und äusseren Benehmen konnte er nie ganz abstreifen. Das kam schon dadurch zum Vorschein, dass er auf seiner Mitra die zwei Sterne, die Abzeichen seiner Generalwürde, trug. Auf seinen Firmungsreisen war er nach damaliger Sitte von Gendarmerieabteilungen eskortiert; ein wahres Vergnügen war es nun für den Bischof — und wohl noch mehr für seine Umgebung —, wenn er selber bei Ankunft oder Abfahrt die militärischen Kommandos erteilte. In seinem Bekanntenkreis, der nicht klein war, wie nach alledem be- greiflich wird, hatte er nicht selten Gelegenheit,

den feingebildeten Gesellschafter und Weltmann hervorzukehren. Innige Freundschaft verband ihn mit dem Stadtkommandanten du Casse, wo er oft zu Gaste war und jedermann sich freute, dem ergrauten Soldaten im Bischofsgewande zu lauschen, wenn er Selbsterlebtes preisgab; und wenn der Erzähler gar den militärischen Jargon allzu treffend wiedergab, so löste dies manche Lachsalven aus. Des Stadtkommandanten junger Sohn, der ein hervorragender Offizier und Militärschriftsteller geworden ist, musste oft in voller Uniform vor dem Bischof antreten, der ihm militärische Instruktionen gab. De Bombelles war stets ein grosser Musikkenner und -Liebhaber gewesen; das Klavier blieb auch des Bischofs angenehmster Zeitvertreib. Wir werden es ihm auch nicht verübeln, wenn wir lesen, dass der Bischof einmal bei einem Hausball mit seiner Tochter den Reigen eröffnete.

Nur drei Jahre war es ihm vergönnt, seines bischöflichen Amtes zu walten, aber sie waren ausgefüllt mit reger, erfolgreicher Arbeit; Ruhe gönnte er sich selten. Sein Amt als premier aumônier de la duchesse de Berry, das er beibehielt, rief ihn des öfteren nach Paris; er stand ihr bei, als ihr Gemahl am 13. Februar 1820 dem Dolchstoss eines Fanatikers zum Opfer fiel. Am 29. September desselben Jahres taufte er unter grossem Gepränge den lang ersehnten Prinzen, «le fils du miracle», den nachmaligen Grafen von Chambord. Anfangs Januar ist der Bischof von Amiens wieder in Paris; am 3. Januar pontifiziert er in der Kirche Ste. Geneviève, dem heutigen Panthéon. Gleich darauf fällt der 78jährige Greis krank; er sollte sich nicht wieder von seinem Krankenlager im Palaste seiner Gönnerin, der duchesse de Berry, erheben. Am 22. Februar lässt der hohe Kranke in voller Ergebung in Gottes Willen sich die hl. Sterbesakramente geben; am 5. März verschied er sanft im Herrn, nachdem seine sterbenden Lippen ein letztes Mal sein Lieblingsgebetlein, das ihm über so manches Leid hinweggeholfen, gehaucht: *Que sa sainte volonté soit faite!* Am 8. März wurde der Leichnam nach Amiens überführt und dort am 14. unter allgemeiner Beteiligung im Chor der Kathedrale beigesetzt. Die Grabinschrift nennt den verstorbenen Bischof «*vir antiquae probitatis, cui in Deum amor,*

*in patriam pietas, in pauperes misericordia et Bononidum regiae familiae temporibus vel iniquissimis data et servata fides decus immortale pepererunt*». In der Tat sein Patriotismus, seine Königstreue, seine Nächstenliebe, seine Gottesliebe sind über alles Lob erhaben und winden ihrem Träger einen unverwelklichen Lorbeerkranz.

Zum Schlusse sei noch ein Wort über die Kinder des Marquis de Bombelles beigefügt, soweit sie den Vater überlebt haben. Seine Söhne kehrten nach der Restauration nicht nach Frankreich zurück, sondern blieben in Oesterreich, wo sie eine zweite Heimat gefunden. Der älteste, Louis de Bombelles, war österreichischer Gesandter in Berlin, Kopenhagen, Dresden und Florenz; er war ein grosser Gönner und Freund der Gelehrten und Künstler und stand mit der Weimarer Dichterwelt in Verbindung; interessant ist sein Briefwechsel mit Wieland; er starb 1843 in Wien. Der dritte Sohn, Charles, war Oberhofmeister der Herzogin Marie Louise von Parma, der Witwe Napoleons, und ihr dritter Gemahl (1834), nach dem Tode des Grafen von Neipperg. Nach deren Tode (1847) kehrt er nach Frankreich zurück und stirbt 1856 auf seinem Gute in Grésy-sur-Seine; eine Inschrift in der dortigen Dorfkirche verewigt sein Andenken. Der vierte Sohn, Henri († 1850), war Erzieher des spätern Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, sowie des Prinzen Maximilian, des unglücklichen Kaisers von Mexiko; ebenso war ein de Bombelles Erzieher des Kronprinzen Rudolf, der in Mayerling so tragisch enden sollte. Die einzige Tochter Caroline war mit dem Vater nach Paris zurückgekehrt; sie wurde Hofdame der Herzogin von Berry und heiratete 1819 den Grafen von Castéja; ihr Vater, der Bischof von Amiens, segnete selber die Ehe ein. Sie bewohnte das Schloss Framerville bei Chaulnes in der Somme, wo sie am 6. März 1861 starb und mit ihrem Gatten begraben liegt. L'abbé Duneufgermain, langjähriger Seelsorger von Framerville, ist der Verfasser einer inhaltreichen und gut dokumentierten Biographie des Marquis de Bombelles; obige Angaben sind zum grössten Teile diesem Werke entnommen. Dr. J. Schwaller

Duneufgermain, *Mémoires sur Mgr de Bombelles*, 1877.

# Eine Bergwerkskonzession vom Jahre 1381

Von Dr. Fr. Eyer

Lange schon ist das Pochen und Hämmern nach Erz im Hanauerland verstummt, und nur noch wenige Zeichen verraten, dass hier einst emsiger Bergwerksbetrieb herrschte. Neben einigen Flurnamen erinnern noch ein zerfallener Schacht zu Bosselshausen, der Schmelzhüttenweiher, mit Wasser ausgefüllte Schachteingänge bei Uhrweiler und Zinsweiler an jene Zeit, wo in mühsamer, manchmal kaum lohnender Arbeit dem Boden das so wichtige Erz abgerungen wurde. In der Hauptsache wurde nach Eisen gegraben, aber auch Silber wurde gefunden. Mannigfach sind die Sagen, welche in den langen Winterabenden noch in jener Gegend über Segen und Fluch des Erzes erzählt werden.

Wie weit in die Zeit aber die Bergwerkstätigkeit im Hanauerland hinaufreicht, beweist eine Urkunde aus dem Jahre 1381, welche wohl eine der ältesten elsässischen Bergwerkskonzessionen darstellen dürfte.

Johann IV. von Lichtenberg hatte als zeitweiliger Besitzer der Hälfte des Dorfes Zutzendorf angefangen, im dortigen Banne nach Erzen zu graben. Um diese Arbeit jedoch mit mehr Erfolg durchführen zu können, wandte er sich an den damaligen Besitzer der anderen Hälfte des Dorfes, Johann Vogt von Wasselnheim, um von ihm die Erlaubnis zu erwirken, auch in dessen Teil des Bannes graben zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gewährt durch einen am 23. Hornung aufgestellten Vertrag, dessen Wortlaut wir am Schlusse dieser kleinen Abhandlung wiedergeben.

Johann von Lichtenberg wird das Recht zugesprochen, im ganzen Banne nach Erz zu suchen und, falls solches gefunden, auch zu graben, d. h. bergmännisch abzubauen. Unter der Bezeichnung Erz wird mitinbegriffen Gold, Silber oder «anderme gesmeltze», mit welchem Ausdruck wohl hauptsächlich das Eisen gemeint wurde. Dafür verpflichtet sich Johann, dem Johann Vogt von Wasselnheim von der Hälfte des gefundenen Erzes den 10. Teil auszuhändigen. Diese Formulierung lässt den Schluss zu, dass das Dorf und der Bann nicht in 2 abgetrennte Teile zerfiel, sondern in gemeinschaftlicher Weise beiden Besitzern zustanden. Es wird zum Schlusse noch die Schadenvergütung vorgesehen, falls durch die Grabarbeiten einem Bauern, dem «armen manne», wie er damals genannt wurde, Schaden an Feld, Wiesen, Garten,

Haus oder Hofstatt entstehen würde. In diesem Falle sollen drei unbeteiligte Bauersleute von Zutzendorf eine Schadensschätzungskommission bilden, in die der Geschädigte drei seiner Freunde, Johann von Lichtenberg ebenfalls drei Leute delegieren sollen. Welche Summe dann von diesen 9 Männern oder der Mehrheit von ihnen festgesetzt würde, ist von Johann innerhalb der folgenden 2 Monaten dem Geschädigten auszubezahlen.

Wer heute durch das geschäftige Bauerndorf geht, seinen fruchtbaren Bann durchwandert, der ahnt nicht, dass einst in längst vergangenen Zeiten hier nach Erz gegraben wurde. Doch scheint auch für Zutzendorf das Wort zugetroffen zu haben: «Niemand kann zwei Herren dienen». Denn der fruchtbare Boden brachte dem Erzgräber keinen Gewinn, wohl aber dem arbeitsfrohen, schollenverbundenen Ackersmann.

Die Konzessionsurkunde hat folgenden Wortlaut:

«Ich Johannes Vogt von Wasselnheim, hern Friderichs Vogtes seligen sun, tuon kunt mangelichen mit disem gegenwertigen briefe, daz ich gegünnet und erlobet habe dem edeln herren jung her Johannese, herren zuo Lichtenberg, und sinen erben in dem banne und dorffe zuo Zutzendorf und waz dar zuo gehört von dez halben teiles wegen, den ich und mine husfrowe daran habent, do ouch er daz ander halbe teil het, zuo grabende unn zuo suochende allerleye ertze, es sie von golde, von silber oder von anderme gesmeltze, wie sü und die daz von iren wegen grabend unn suochent daz vindent, es sie über der erden oder under der erden, nützit ussgenommen, ane geverde und söllent und mögent daz tuon alse lange ich lebe und sü wellent, mit der gedinge: were es daz der vorg. jungher Johans oder sine erben fündent in dem vorg. dorffe oder banne es were von golde, von silber oder welrehande gesmeltze daz were, so söllent sü mir und der vorg. minre husfrouwe von dem halben teile daz sü denne vindent ane unsern kosten und schaden geben daz zehende teil ane alle geverde, were es ouch daz mich den vorg. Johans und die vorg. mine husfrowe kein teil me anviele an dem vorg. dorffe und banne von erbes wegen oder anders in welhen weg daz were, von dez selben unsers teiles wegen, daz uns denne gevalle were, mögent sü ouch graben und suochen in der massen als vorgeschriben stat und söllent uns denne von



dem selben teile ouch geben daz zehende teil nach marg zal, daz sü denne vindent ane geverde; were es ouch daz der vorg. jungher Johans oder sine erben oder die von iren wegen in dem vorgen. dorffe und banne grabende oder suochende werdent deheime unserme armen manne in dem vorgen dorffe deheime schaden tetent an ackern, an matten, an hüsen, garten oder hovestetten in welhen weg daz were, do sol man nemmen drie gemeine manne in dem dorffe zuo Zutzendorf und darzuo sol ouch der vorgen. jungherre Johans oder sine erben und die armen lüte, den denen der schade geschehen wert, ietweder teil drie irre umbesassen nemen und waz die selben alle oder der merre teil under in erkennen uf ire yede, daz man selben armen lüten

von unsers teiles wegen vür iren schaden tuon sol, daz sol der vorg. jungher Johans oder sine erben in zwein manotten do nach uf rihten und gelten ane alle geverde». . . Es folgen einige Bekräftigungsformen. . . «und zuo urkunde der vorgeschr (iebben) dinge habe ich der vorgen. Johans Vogt von Wasselnheim min ingesigel an disen brief gehenket der geben wart an sante Mathis abende dez heiligen zwoelfbotten, in dem jare do man zalte von gottes geburte drützezen hundert ahtzig und ein jare.»

Siegler: der Aussteller.

Das Original befindet sich im Grossherzogl. Familienarchiv, Darmstadt, Fonds Hanau-Lichtenberg, Urkunde Nr. 647, Perg. Siegel stark beschädigt an Pergamentstreifen.

## Le reddition de Strasbourg

Une anecdote peu connue, quoique relative à notre histoire, se rattache au pont de Bâle. Vers le milieu de septembre 1681, M. de Louvois fit appeler M. Héraud de Chamilly, fils du général de ce nom, et, avec cette brusquerie que l'habile ministre de Louis XIV avait adoptée en guise de franchise, Monsieur, dit-il, je sais que vous devez vous marier ce soir secrètement, et contre l'avis de votre oncle, avec une demoiselle sans fortune. J'aurais pu vous envoyer à la Bastille, pour avoir voulu tromper votre tuteur; mais j'ai pensé qu'il valait mieux vous fournir les moyens de mériter votre pardon. Vous allez partir tout de suite, dans une voiture fermée. Vous ne regarderez rien, vous ne parlerez à personne. Seulement, quand la voiture s'arrêtera, vous ouvrirez cette dépêche. Voici un costume de paysan sundgoyen, dont vous allez vous revêtir. Je vous donne cinq minutes; adieu!

Trois jours après, la mystérieuse chaise de poste s'arrêta aux portes de Bâle, et Chamilly ouvrait ses dépêches. Elles ne contenaient que ces trois lignes: «Tenez-vous sur le pont du Rhin, depuis neuf heures du matin jusqu'à trois heures de l'après-midi; prenez note exacte et détaillée de tout ce que vous verrez, et revenez sur le champ.» Le jeune homme se conforme à ces bizarres instructions. L'heure venue, il remonte en voiture et arrive à Paris le surlendemain, au milieu de la nuit. On fait prévenir le ministre, qui accourt.

«Eh bien! Monsieur, qu'avez-vous vu?»

«Voici une note, Excellence; mais je crains fort qu'il n'y ait rien de digne de votre attention.»

«Voyons toujours.»

«En vérité, je ne sais si j'oserais. Ce sont des marques si puérides.»

«Lisez, lisez, Monsieur.»

Chamilly, honteux de l'insignifiance de son procès-verbal, commença en rougissant: «Neuf heures du matin: je vois sur le pont un âne borgne, conduit par un enfant; un gros Allemand, qui s'appuie sur la ballustrade et crache dans le Rhin; un valet de la ville de Bâle, avec son costume mi-parti; un vieux paysan en veste jaune, qui s'arrête devant le parapet et frappe trois coups avec son bâton.»

«Un paysan en veste jaune», s'écrie M. de Louvois, «c'est assez; il faut que le roi le sache, il faut que je fasse éveiller le roi.» Et il sort précipitamment.

Il est clair que le ministre est fou ou qu'il se moque de moi, pensa Chamilly.

Un quart d'heure après, Louvois rentre, la figure rayonnante, et donnant à sa voix de sergent-instructeur un accent presque aimable:

«Vous avez rendu un immense service au roi, Monsieur. Le roi vous donne un régiment et signera votre contrat.»

Ce fut seulement huit jours après que le mot de cette énigme fut connu de Chamilly. On apprit que Strasbourg, investi par l'armée française, venait de se rendre et était réuni au royaume. Les trois coups frappés sur le parapet annonçaient le succès d'une négociation secrète, entamée entre le ministre de Louis XIV et les magistrats de Strasbourg.

E. Souvestre

## Die alte Silbermannsorgel von Bischofsheim

Von Louis Ginter

Die alte Silbermannorgel der Pfarrkirche von Bischofsheim, die 1746 aufgestellt wurde, war klein, aber sie war stolz darauf, dass sie von dem berühmten Strassburger Meister Johann Andreas Silbermann gebaut wurde und dass man ihr einen Platz in der alten romanischen Kirche anwies, von der es heisst, dass sie bis zum Jahre 1761 die älteste und schönste Kirche der ganzen Umgegend war. Sie stand hinten in der Kirche auf einer Tribüne, deren solide Pfeiler wahrscheinlich schon als Fundament einer älteren Kirche gedient hatten. Wenn man sie von aussen anschaute, war sie unscheinbar; denn ihr 4 m hohes und 2,30 m langes Gehäuse (buffet) aus Eichenholz, auf das die Bischofsheimer Jugend den Namen schrieb, wenn sie konnte, oder Kreuzlein und Männlein malte, war einfach und ohne Schnitzereien und glich einem alten Gartenzaun oder sonst einer Sache, die von einem Holzzaun umgeben ist. Man konnte nicht ahnen, dass hinter diesen Brettern ein so reiches Gemüt steckte. Wenn hin und wieder Fremde zu ihr hinauf stiegen, um dort gemüthlicher als unten im Schiff dem bald beginnenden Gottesdienste beizuwohnen, da rümpften sie die Nase über das armselige Oerglein und raunten sich ins Ohr, was doch für eine Musik aus diesem Jammerkasten herauskommen möchte. Wenn aber mit der grossen Schelle das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gegeben wurde, da warf die Orgel ihre Tonwellen in den Kirchenraum hinaus, dass die müdegearbeiteten Bauern aus dem Schlaf erwachten, der sie schon vor dem Gottesdienst erfasst hatte, und die Fremden standen erstaunt da mit offenem Munde. Die Orgel aber musizierte feierlich weiter, sie klang einmal «himmelhoch jauchzend», dann wieder «zu Tode betrübt». Die Gemeinde vereinigte sich mit ihren Tönen zum Lobe Gottes, bittend beim Kyrie eleison, jauchzend beim Gloria, überzeugend beim Credo, anbetend beim Sanctus, flehend beim Dona nobis pacem. Und als der Gottesdienst beendet war, da liess die Orgel mit aller Kraft eine Sortie erschallen, so feierlich, dass die Männer mit um so grösserer Begeisterung zum Frühschoppen in das bei der Kirche gelegene Wirtshaus «Zum goldenen Apfel» gingen, um zu Hause ihre Frauen bei der Bereitung des Mahles nicht zu stören.

Werfen wir einen Blick in das Innere der Orgel und betrachten wir die Instrumente, mit denen sie ausgestattet war. Da standen sie alle der Grösse

nach geordnet in Reih und Glied wie die Soldaten bei der Parade, einige aus Holz, die meisten aus weichem Metall, einer Legierung von Zinn und Blei. Vorn im Orgelfenster standen ihre Namen auf hölzernen Zapfen, an denen der Organist zog, wenn die Instrumente ihre Stimme ertönen lassen sollten. Das sah gerade so aus, wie wenn man einem faulen Buben gehörig das Ohr zupfen musste, wenn er seine Arbeit beginnen sollte. Das Register, das die Ehre hatte, jedesmal an erster Stelle gezogen zu werden, war der 8-füssige Bourdon, dessen Pfeifen ganz aus Holz bestanden. Das war ein sonderbarer Kauz. Ueber seinen Kopf hatte man eine Art Schlafmütze gestülpt (gedecktes Register), und seine Leibeslänge mass nur die Hälfte derjenigen der entsprechenden Pfeifen der andern Register. Dafür hatte er aber ein respektables Bäuchlein (weite Mensur), und wenn er anfang zu singen, so stellte er seinen Mund recht breit (breiter Labialaufschnitt) und sperrte ihn dazu noch gehörig auf (hoher Labialaufschnitt), dass man meinen sollte, er wäre es, der die schönsten Töne hervorzubringen weiss. Dem war aber nicht so. Er war ein Brummer. Aber seine Töne verbreiteten sich weit und füllten die kleinsten Winkel der Kirche aus. Dazu war er gutmütig, verträglich, entgegenkommend. Kein anderes Register vermochte den Klang seiner Stimme so vollkommen mit dem seiner Kameraden zu verschmelzen, wie der kurze, dicke Bourdon. Wenn er mit ihnen sang, veredelte er ihre Stimmen; vor allem dämpfte er den Klang der Uebermütigen, die zu hoch hinaufsteigen oder gar schreien wollten. Die Schallwellen machten sich oft lustig über den kleinen Kobold. Aber unser Bourdon liess sie ruhig an seinem Fuss in die Pfeifen strömen, und wenn sie dann übermütig in die Höhe stürmten und so wie bei andern Registern am obern Ende hinaus hüpfen wollten, da rannten sie unsanft an die Schlafmütze (Deckel) und fielen polternd in die Tiefe, wo sie sich einen andern Ausweg suchen mussten. Das machte dem dicken Kerl jedesmal eine grosse Freude, und er brummte vergnügt. Der Orgelbauer aber schätzte den Dicken als das Fundament seiner Orgel und verwendete grosse Sorgfalt auf seinen Bau.

Es machte dem Bourdon Verdruss, dass er nicht in die vorderste Reihe gestellt wurde, obwohl er der kleinste war, sondern dass man ihm ein anderes Register vorzog, den vierfüssigen Prestant, dessen zwölf tiefste Pfeifen aus Holz, die 37 höheren aber aus

Zinnlegierung waren. Der stammte aus dem königlichen Hause der Prinzipale und bildete sich auch viel darauf ein, weshalb er sich in die erste Reihe stellte. Er war schlanker als der Bourdon (mittlere Mensur), trug keine Schlafmütze auf dem Kopfe (offene Pfeife), war an den gleichhohen Pfeifen überall doppelt so hoch und sperrte den Mund nicht so gross auf (mittlerer Labialaufschnitt). Sein Ton aber war rund und zugleich hell und stark, mit einem Wort königlich. Er sang auch überall eine Oktave (acht Töne) höher als der Bourdon, seine Stimme hatte also die Höhe einer Dame. Wenn der Prestant am Theater gesungen hätte, hätt er in Frauenrollen auftreten müssen und man hätte ihn Heldensopran genannt.

Hinter dem Prestant stand seine Verwandte aus königlichem Geblüte, die zweifüssige Doublette. Sie glich dem Prestant aufs Haar, war nur etwas schlanker und konnte überall um eine Oktave höher singen. Zu so etwas würde ein Mensch nicht fähig sein; dafür müsste schon der Uebermensch erfunden werden. Die Doublette war in ihren höchsten Tönen so hell und jubilierend wie die Lerche, die sich am frühen Morgen zum Himmel empor-schwingt.

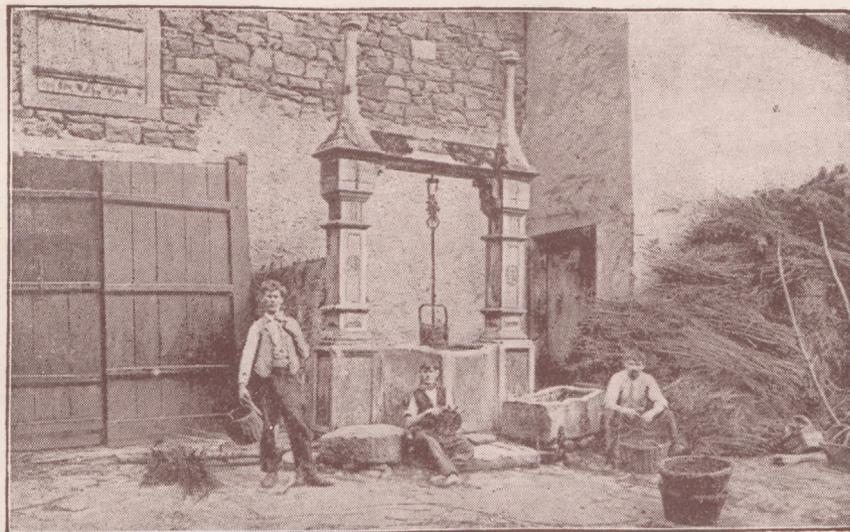
Dann besass die Orgel von Bischofsheim noch zwei sogenannte Mutationsstimmen: Nazaid und Tierce. Die Nazaid sang überall eine Quinte (fünf Töne) höher als der Prestant, die Tierce aber eine Terz (drei Töne) höher als die Doublette. In einem Gesangchor wäre über solche Sänger, die nur Ober-töne singen und falsch Quinten und Oktaven produ-zieren, als Melodiefälscher der Bann verhängt worden. Aber in der Orgel sind sie in Verbindung mit den andern Grundregistern von schöner Wirkung und geben ihr jenen eigenartigen Klang, den man als Orgelklang bezeichnet. Sie dürfen, soll ihre Stimme befriedigen, nur mit gedämpfter Stimme auftreten; deshalb hat sie der Orgelbauer ähnlich dem Bourdon mit dickem Bäuchlein und hochauf-gesperrem Mund gebaut; sie hatten aber die dop-pelte Höhe des Bourdon und durften keine Kappe tragen (offene Register).

Neben den genannten Grundregistern besass die Bischofsheimer Orgel noch eine Gruppe von Stim-men, die eine grosse Kraft entwickeln und in der Höhe einen grossen Glanz verbreiten sollten. Das waren die sogenannten Mixturen: das fünffache Cor-net, die dreifache Fourniture und die sonderbarer-weise nur einen Rang aufweisende Cymbale. Im Cornet standen fünf Reihen von Registern hinter-einander: Bourdon, Prestant, Nazard, Doublette und Terz. Die Fourniture bestand aus drei Registern:

Doublette, Larigot und Oktave der Doublette. Die Cymbale, die in andern Silbermannorgeln drei Reihen enthielt, hatte in Bischofsheim nur eine einzige. Wenn der Organist diese drei Register ge-zogen hatte und nur eine Taste anschlug, so klangen zu gleicher Zeit neun Töne. Kein Wunder, dass diese Register eine grosse Kraft entwickeln konnten, so dass manchmal die Kirchenfenster zitterten und zartbesaitete Frauen einen leichten Ohnmachtsan-fall bekamen. Aber die Mixturen sollten auch — wie soeben gesagt — die Kirche mit einem blen-denden Glanz erfüllen, so wie es die Silberglöcklein und Silbertrompeten beim Einzug eines Kirchen-fürsten in eine Kathedrale zu tun vermögen. Des-halb war das Cornet ein Diskantregister, d. h. es war nur in den drei höchsten Oktaven klingend; des-halb bestanden Fourniture und Cymbale aus lauter hohen Tönen. Sie fingen schon in der untersten Oktave mit hohen Tönen an und stiegen in einer Tonreihe zu schwindelnder Höhe empor. Weil es aber nicht möglich war, so kleine Pfeifchen zu bauen, die noch höhere Töne hervorbringen konn-ten, so war man genötigt, die Tonreihe mehrmals zu wiederholen. Das Cornet musste in kleinen Wer-ken wie in Bischofsheim die Trompete ersetzen. Es war sich seines Wertes und seiner Aufgabe bewusst; deshalb stellt es sich nicht in die Reihen der and-eren Register, sondern thronte auf einem 80 cm hohen Podium am vordern Rande der Orgel, so wie ein Volksredner, der den Zuhörern seine An-sicht aufzuzwingen sucht.

Die Orgel von Bischofsheim hatte auch ein Pe-dal, das der Organist mit seinen Füßen zu bearbei-ten hatte. Es war der armseligste Teil an der gan-zen Orgel; denn es hatte kein einziges Register, und die schadenfrohen Manualregister gossen oft ihren beissenden Spott darüber aus. Da schmei-chelt es dem gutmütigen Bourdon mit seinem dik-ken Bäuchlein, und das Elend des Pedales rührte sein Herz. Er erlaubte ihm, sich an seine Beine zu klammern (Pedalkoppel), und wenn der Orga-nist auf eine Taste des Pedales drückte, so zog er jedesmal diejenige des Bourdons im Manual mit, und der brummte dann vergnügt, weil er jeman-den aus der Verlegenheit helfen konnte.

Es waren 8 Register mit 572 Pfeifen, mit denen unsere kleine Silbermannorgel ausgestattet war. Aber der Organist konnte durch die Auswahl und das Mischen der Instrumente alle möglichen Ton-nuancen hervorbringen: vom leisen Säuseln des Windes bis zum erschreckenden Rollen des Don-ners. Er konnte in den Herzen des Volkes die Stimmungen hervorrufen, welche Zeit und Um-



Brunnen in Bischhofsheim

stände erforderten. Und manchmal dachte er: «Es ist doch gut, dass die Bischhofsheimer mich und die Orgel haben. Wenn wir zwei nicht wären, wäre das ganze Jahr hindurch Karfreitag.»

Beinahe hätten wir eines Mannes vergessen, ohne dessen Arbeit weder der Organist, noch die Orgel ihre Kunst an den Mann hätten bringen können. Das war der Balgtreter, der wie eine Heuschrecke hinter der Orgel auf seinen hölzernen Tritten herumhüpfte. Er, der sonst im Hauptberuf das verantwortungsvolle Amt des Kuhhirten bekleidete, wusste mit viel Geduld und Aufmerksamkeit und mit aufgestülpten Hemdärmeln, wenn es im Sommer heiss war, die Falten der zwei Blasebälge (jeder 0,80 m lang und 1,30 m breit) zu öffnen und zu schliessen und den köstlichen Wind zu erzeugen, der durch einen Windkanal (portevent) aus Tannenholz zur eichenen Windlade (sommier) geleitet wurde, auf der die Pfeifen standen. Manchmal spielte er dem Organisten einen Streich. Er stellte sich schlafend vor Müdigkeit und unterliess das Hüpfen auf den Tritten. Da ging der Orgel der Atem aus. Mit einem Schrei, das dem Quietschen gewisser Tierchen glich, hörte sie zu spielen auf. Alt und jung drehten sich gegen die Orgel um, schüttelten den Kopf, zuckten mit der Achsel und dachten: «Der Organist scheint aus dem Häuschen geraten zu sein oder einen Schnaps zuviel getrunken zu haben.»

Schauen wir jetzt noch schnell die andern Sachen an, welche die Bischhofsheimer Orgel in ihrem Innern barg. Wir haben schon die Windlade erwähnt, einen grossen flachen Kasten, auf dem die Pfeifen in Reihen standen und der sich

behäbig ausstreckte. Sie wurde auch Schleiflade genannt, weil die kleinen Brettchen, welche auf ihr hin- und hergeschoben wurden und dem Wind den Weg zur Pfeife entweder öffneten oder verschlossen, Schleifen genannt wurden. Der berühmte Pariser Orgelbauer Cavaillé-Coll nannte sie «le sommier par excellenc», weil auf ihr die Ansprache der Pfeifen viel edler und der sich bildende Ton viel ruhiger ist als auf andern Arten von Windladen (Kegellade, Kastenlade). Dann sah man in der Orgel eine Menge von Stäbchen, Drähten, Haken, Schrauben und Wellen, ein buntes Durcheinander in den Augen des Laien. Sie hüpfen beim Anschlagen der Tasten auf und ab, hin und her wie ein Hampelmann, welcher an der Schnur gezogen wird. Und doch sind diese Teile eine klug berechnete Mechanik, welche die Verbindung zwischen Tasten und dem Pfeifenventil oder zwischen den Registerzügen herstellte.

Nachdem wir so Herz und Nieren der Bischhofsheimer Silbermannorgel erforscht haben, uns freuend, dass unter der unscheinbaren Schale ein köstlicher Kern verborgen lag, wollen wir noch ihr Schicksal näher verfolgen. Sie blieb ungestört an ihrem Platze bis zum Jahre 1761, als die schöne romanische Kirche abgerissen und durch die jetzige Pfarrkirche ersetzt wurde. Sie wurde abmontiert und in irgend einem staubigen Winkel aufbewahrt. Die Spinnen begannen ihr den Totenschleier zu weben und legten ihn sachte über ihr trauriges Gesicht. Sie glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen. Aber ihr Meister Johann Andreas Silbermann befreite sie 1762 aus ihrem finstern Verlies und stellte sie in der neuen Kirche auf. Hier erfüllte

die Orgel wieder ihre Pflicht nach bestem Können und sang das Lob Gottes und erbaute das gläubige Volk. So ging es bis zum Jahre 1823. Da wurde über den alten Pfeilern, auf der die Orgel stand, ein Glockenturm errichtet, so hoch, dass er über alle Häuser des Dorfes schauen und schon aus weiter Ferne gesehen werden konnte. Unbegreiflicherweise wurde die Orgel nicht abgebrochen. Jetzt begann eine schreckliche Leidenszeit für sie. Tagtäglich gingen Arbeiter und neugierige Bauern an ihr vorbei, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihr irgend ein Leid zuzufügen. Bald war der schützende Zaun umgeworfen; Pfeifen wurden herausgenommen, umgebogen, zertreten; Stäbchen wurden zerbrochen, Drähte zerrissen. Von einem Tage zum andern wurde die Orgel kränker und schwächer, und anstatt lieblicher Töne kamen nur traurige Seufzer aus ihrem zermarterten Leibe. Niemand aber war mehr in Verlegenheit als der arme Organist. Da versammelten sich die Dorfältesten und fassten folgenden weisen Beschluss: «Orgelspielen ist an und für sich schon eine leichte Arbeit, viel leichter als Hacken oder Dreschen. Aber das Musizieren auf einer Orgel, die nicht mehr tönt, ist gar keine Arbeit mehr; das ist Faulenzerei.» Und sie strichen am Lohn des Organisten. Diesen «Abstrich» betrachteten aber die Gegner der Dorf-Regierungspartei als eine günstige Gelegenheit, die Stellung ihrer Widersacher zu untergraben, um bei der nächsten Wahl als Sieger aus der Urne hervorgehen zu können. Sie, die sich vorher keinen Deut um den Organisten gekümmert hatten, nahmen sich liebevoll des «Gemassregelten» an und versprachen ihm, das von der Gegenpartei zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. In den Wirtshäusern prallten die Geistesblitze aufeinander; es wurde laut geredet und mit der Faust kräftig auf den Tisch geschlagen, und eines schönen Tages vermöbelte sich die hoffnungsvolle Jugend der beiden Gegner nach allen Regeln der Kunst. Das Problem der Entlohnung des Organisten hatte die Gemüter des ganzen Dorfes bis in die tiefsten Tiefen erschüttert. Der Skandal war für viele ein Genuss und eine Abwechslung in dem eintönigen Dorfleben, und es wurde dafür gesorgt, dass das Feuer nicht so schnell erlosch.

Erst im Jahre 1846 wurde der Stein des Anstosses aus dem Wege geräumt. Eines schönen Tages wurde der Organist Macker aus Oberehnheim, ein naher Verwandter des Orgelbauers Joseph Stiehr aus Seltz, nach Bischofsheim beordert, um ein fachmännisches Urteil über die halsstarrige Orgel abzugeben. Dieser erklärte in seinem Rap-

port d'expert «que les deux soufflets sont en fort mauvais état, que le mécanisme est usé et défectueux, d'aucun valeur, que le Bourdon de 8 pieds est hors d'usage.» Er schätzte den Wert der Orgel noch auf 520 Franken. Er empfahl der Munizipalität den Bau einer neuen Orgel und schlug ihr als Orgelbauer seinen Verwandten Joseph Stiehr vor. Der stand damals auf der Höhe seiner Kunst. Er hatte schon mehrere grössere und kleinere Werke zur allgemeinen Zufriedenheit im Elsass aufgestellt. Mit glänzenden Zeugnissen ausgerüstet und, nachdem Mockers den Weg gehörig geebnet hatte, traf er eines schönen Tages in Bischofsheim ein und legte dem Gemeinderat das Prospekt einer zur Grösse der Kirche und zum Ansehen der Gemeinde passenden neuen Orgel vor. Er kam, sah und siegte. In seiner Sitzung vom 15. Mai 1846 gab der Gemeinderat zu dem Bau einer neuen Orgel mit 3 Manualen, 1 Pedal, 37 Registern und einem kunstvollen Orgelbuffet aus Eichenholz seine Zustimmung. Die alte Silbermannsorgel war geopfert worden und hatte bald aus dem «letzten Loch gepiffen».

Der Orgelbauer Stiehr wollte aus Entgegenkommen die alte Orgel kaufen; aber nur zu einem Preise von 400 Franken. Das ging doch dem Gemeinderat gegen den Strich. Er, der wusste, dass manchmal die Kartoffeln im Preise steigen, wenn man sie bis zum Frühjahr im Keller aufbewahrt, beschloss «de le conserver pour être vendu à une petite localité, où il pourrait encore servir.» Gemäss den damaligen gesetzlichen Bestimmungen wurde die Erlaubnis bei der Sous-Préfecture in Schlettstadt eingeholt und die «Vente publique» im Courier du Bas-Rhin dreimal auf Kosten der Gemeinde veröffentlicht. Die Versteigerung fand am 11. August 1846 statt. Ganz Bischofsheim wohnte unter «der Laube» diesem feierlichen Akt bei, um Zeuge davon zu sein, wie die Liebhaber sich im Preise überbieten, um in den Besitz der Orgel zu gelangen. Mais malheur! «Faute d'amateurs l'orgue ne pouvait être vendu».

Jetzt wurde die Orgel auf Kosten der Gemeinde durch die Arbeiter von Joseph Stiehr abgebrochen und im Schuppen des Pfarrhauses aufbewahrt. Sie fristete wieder wie im Jahre 1761 in Gesellschaft von Spinnen, Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer ein elendes Dasein. Unterdessen hatte man der Gemeinde Mollkirch die Vorzüge der alten Orgel in allen möglichen schönen Farben geschildert, und diese erbot sich, sie für 400 Franken käuflich zu erwerben. Wieder musste die Erlaubnis bei der Behörde eingeholt werden, wieder musste

der Verkauf auf Kosten der Gemeinde dreimal im *Courrier du Bas-Rhin* veröffentlicht werden. Der Versteigerungstermin nahte. In einem Schreiben vom 9. Dezember 1847 lud Herr Rieffel, Maire von Bischofsheim, seinen Kollegen von Mollkirch höflich ein «à vous présenter pour signer le procès-verbal et stipuler l'époque, où vous entendez payer le prix de l'adjudication». Aber der Herr Maire von Mollkirch hatte unterdessen Lunte gerochen. Der Tag der Versteigerung brach an; man schaute mit Sehnsucht nach der Richtung, in welcher der Herr Maire von Mollkirch auftauchen sollte. Man wartete lange. Sogar der Gemeindediener und die Bannwarte wurden zur Ausschau fortgeschickt. Der Erwartete liess sich nicht blicken und zum zweiten Male wurde in dem *Carnet de Réception de Bischofsheim* der Vermerk eingetragen «que faute

d'amateurs l'orgue ne pouvait être vendu». Jetzt hatte die Stunde für den Orgelbauer Stiehr geschlagen. Er bot der Gemeinde grossmütig für das «wertlose» Werk noch eine Summe von 300 Franken an. Der Gemeinderat, froh, dass er wenigstens noch diese Summe für die alte Orgel retten konnte, nahm dieses Angebot teils mit einem nassen, teils mit einem trockenen Auge an. Das war die letzte Aufzeichnung über die Bischofsheimer Silbermannorgel in den *Archives communales de Bischofsheim D No. 18*. Ob sie nach gehöriger Reparatur als Stiehrorgel in einer andern Kirche aufgestellt wurde, ob sie zum Bau einer neuen Orgel verwendet wurde, ob ihr Metall in dem Schmelzofen der Werkstätte in Seltz umgeschmolzen wurde usw., niemand vermag Auskunft darüber zu geben. *Sic transit gloria mundi!*



Bubeneck im Klingenthal

Holzschnitt von Ch. Greyenbühl

# Steckelburgers Reise

Eine altstrassburger Erzählung von Karl Spindler

In einem der ältesten Stadtteile Strassburgs, in dem sogenannten Brand-am-End, hat sich diese Geschichte einige Jahre vor der grossen Revolution zugetragen. Das Brand-am-End war eine finstere Strasse, durchschneidend das Gassenlabyrinth hinter dem Barfüsserplatz, dem heutigen Kleberplatz. Eine ihrer Häuserreihen lehnte sich an den ehemaligen Gerbergraben. Um das Jahr 1770 befand sich in einem der ansehnlichsten Gebäude jener Reihe ein Spezereiladen, dunkler als die Strasse selbst, vollgestopft mit Waren jeglicher Gattung, durchzogen von Gerüchen jeglicher Art. In der Mittagsstunde brannte eine Laterne darinnen, in den Abendstunden wurde eine zweite angezündet. Das Ladenstübchen war etwas freundlicher: sein Fenster ging auf den Gerbergraben. Das Zimmer über dem Ladenstübchen erschien noch freundlicher. Dort standen Blumentöpfe auf den Fensterbrettern. Die beiden Gemächer über dem Laden gegen die Strasse zu waren die unangenehmsten im Hause, und dennoch waren ihre Fenster oft belagert von sehnsüchtigen Blicken. Zwei lebenslustige Jungfern arbeiteten dort und sangen und plauderten und kokettierten und hätten für's Leben gern ein Haus in einer offenen und lichten Strasse bewohnt, um noch mehr gesehen zu werden und noch lustiger schwatzen zu können. — In dem Laden waltete indessen ein Lehrling und sortierte mit liebkrankem Herzen seine Gewürze. Drinnen im Ladenstübchen sass rechnend, zählend und korrespondierend Herr Steckelburger, der Kaufmann, und plagte sich, wenn er genug gezählt und gerechnet hatte, mit finsternen Sorgen.

Eines Nachmittags, während die Magd die Schüsseln des Mittagmahls reinigte, trat zum Kaufmann die Hausfrau, die Kaffeetasse in der Hand. Sie setzte sich, behaglich schlüpfend, in den Sessel am Ofen, schaute ihren Mann mit freundlicher Besorgnis an und fragte ihn: «Jetzt, Steckelburger, wird Er mir sagen, was Er auf dem Herzen hat?» Der Hausherr antwortete: «Was werd' ich haben? Kummer hab' ich bei Tag und Nacht.» «Das merke ich», versetzte Christine, «bei Tage mault der Herr und nachts lässt er mich nicht schlafen vor Husten, Stöhnen, Seufzen und Räuspern. Was ist denn die Ursache von dem Spektakel, den Er im Haus macht?»

Steckelburger fasste auf solches Zureden nun den Entschluss, zu reden. «Wir sind jetzt drei und

zwanzig Jahre verheiratet, und ich bin immer bei guter Laune gewesen, habe die Unruhe gehasst wie das Feuer. Du weisst, Christine, der Frieden geht mir über alles. Ich hätte in meiner Jugend von Strassburg verreisen können nach Belfort oder nach Nanzig. Ich hätte meinen Handel ins Grosse treiben und des Veters Hansdennel Kattungeschäft übernehmen können. Ich habe aber nicht wollen aus der Ruhe kommen, denn ein Strassburger gehört eigentlich auf Strassburg, und wer im Brand-am-End zur Welt gekommen ist, soll in der Gasse bleiben und sich ernähren, wie sein Vater sich ernährt hat, und wenn ich dich, liebe Christine, nicht im Nachbarhaus ergattert hätte, würde ich dich — potz Herkules — nicht zur Hochzeiterin erwählt haben. Warum? Ich verabscheue das Hin- und Hergaukeln. Und so bin ich zufrieden gewesen und geblieben, und die Sorgen pfeifen mich erst seit dem letzten Sonntag.»

«Welche Sorgen? Sind wir nicht gesund und ohne Bresten?» fragte Christine, ihr Tasse leerend. «Geht nicht der Laden gut, und haben wir nicht was Schönes erspart?» Sie stand auf und rief in die Küche hinaus: «Bärbel! Vergesst nicht den Anken auszulassen! Ich komme bald.» — Sodann sich vertraulich neben dem Mann niederlassend, duzte sie ihn, da sie wohl wusste, dass er diesem Beweis von Zärtlichkeit nicht widerstehen würde. «Nun fang an zu beichten, mein herzgebobbeltes Schäfel, red' von der Brust weg, lieber Tobias!»

Der liebe Tobias seufzte, schnupfte, schob die Perücke hin und her und brach in die Worte aus: «Die Kinder, die Kinder machen mir schwere Sorgen. Ich red' nicht von dem Schang, obschon du den Buben verzärtelst und verziehst. . .»

«Ei. so schlag . . .», fuhr die Frau auf: «Wer das Schangele verzieht, das ist Er selber. Wenn's nach Ihm ginge, liesse Er den Buben geisen und gumpen den ganzen Tag.»

«Du lügst, Christine. Du möchtest gerne aus dem ein Annebadätscherle machen. Buben wollen aber nicht in Baumwolle gewickelt sein. Er muss Courage bekommen, springen über Hecken und Geleis, eine Wanderschaft durch die Welt antreten. . .»

«Ach, hör' Er doch nur mit den Schneckenätzen auf! Wie hat Er's denn gemacht, ist Er auf der Wanderschaft gewesen? — Pack' Er lieber aus, was er von den Mädeln zu reden hat.»

Steckelburger hatte sich gravitatisch aufgerich-



Alt-Strassburg

Der Rindsütergraben

tet und sagte ebenso: «Wer an meiner Herzhaftigkeit zweifelt, beleidigt mich.» Nach dieser stolzen Bemerkung setzte er sich wieder und fuhr in gewöhnlichem Tone fort: «s ist schon so. Die Mäd'el machen mir heiss vor'm Kopf. Das Susele geht herum, als wollte es den Himmel stürmen, und 's Sälmele tut, als könnte es seine Augen von den Plastersteinen nicht losmachen. Eitel Hoffart! Warum? Sie gefallen sich im Spiegel und haben Ratten im Kopf. Ich möchte nur wissen, von wem sie den Stolz haben? Von mir einmal nicht. . .»

«Potz! Von wem sonst als von mir?» fragte Christine. — «Das weiss ich eben nicht, Christine, und das macht mir eben schlaflose Tage und Nächte. Ich werde nicht ruhig sein, bevor ich nicht die beiden Jungfern in der Schneppenkappe gesehen habe. Sie sollen und müssen heiraten.»

«Meinetwegen», sagte hierauf die Mutter. «Ich kann sie doch nicht in der Haushaltung brauchen. Sie greifen nichts an, nähen und stricken grad nur

zum Zeitvertreib, denken an schöne Kleider und gottlose Bücher und an Schlimmeres meinerwegen.»

«C'est cela! Darum sollen sie unverweilt heiraten, Christine, ehe der Böse sein Spiel treibt.»

«Aber wen heiraten? Hast du ein paar Tochtermänner im Sinn?» fragte Christine.

«Das will ich meinen! — Den Mittwochsprediger Heddäus von St. Thomas und den Gegenschreiber Hauptvogel vom Pfennigturm. He, was sagst du nun, Alte? Was wirst du erst sagen, wenn du erfährst, was unsere Töchter gesagt haben, als ich ihnen von den beiden Herren sprach? Der Hauptvogel ist studiert und Junggeselle, hat Geld und Ansehen und ein trotziges Gemüt, so geizig wie die Aelteste; darum würde er ihr anstehen, und doch will sie ihn nicht. — Der Heddäus ist ein sanfter Herr und bringt's bald zum Pastor. Er ist ein Witwer ohne Kinder, kurz einer wie geboren für das Sälmele. Aber es will ihn auch nicht. Ist das nicht zum Verzweifeln?»

«Verzweifel Er, meinethwegen; aber die Mädels haben Recht. Der Heddäus kann heucheln und schmeicheln, er ist ein Duckmäuser. Und der Herr vom Pfennigturm, der ungattige Wüstel von fünfzig Jahren, was will der Grobian mit dem Susel? Es tut mir an, dass der Mollekopf unser Bübel aus der Taufe gehoben hat. Nein, nein! Da wär' doch der Arbogast ein anderer Mann für die Jüngste und der Riffel ein besserer Hochzeiter für das Susel gewesen.»

«Oho, du bist wählerisch, Alte. Es freut mich, dass sie «Nein» geantwortet haben. Ei ja! Der Riffel, der Alamode-Gerber, dessen Vater mir spinnefeind gewesen ist? Der Alte war mir zuwider, der Junge ist es nicht weniger. Der hat einen Hochmut! Warum? Er ist reich. Was geht's mich an? Ich mag ihn nicht. — Und was fällt dem Daniel, dem Lehrbuben, ein? Das Sälmele wäre freilich ein guter Bissen für den Monsieur aus Wassle. Wir erlauben es nicht, nicht wahr? Er würde ja da drei Häuser von uns weg — in seiner Grossmutter Haus einen Laden aufthun und mir und meinem Nachfolger, unserem Schang, ein rechter Feind und Verderber sein.»

«Meinethwegen; aber es hat noch andere Gassen zu Strassburg, wo Arbogast sich setzen könnte.»

«Du redest krumm und überzweg, Christine. Die Zunft soll nicht überhäuft werden. Fremde verderben uns den Verdienst.»

«Aber warum redet Er nur von denen, die unsere Jungfern nicht zu Männern wollen? Weiss Er, wen sie gern zu Hochzeitern möchten? Gelt, da sitzt er, wie ein rechter Meiselocker, dem sie den Lockkäfig gestohlen haben. Ich wollte Geschichten erzählen von Prinzen, Juristen, Offizieren, die unsern Töchtern zu Gefallen durch's Brand-am-End gehen und reiten, zehnmal im Tag — wenn nur mein Anken nicht davonlief; aber das Bärbel ruft mich eben.»

«Lass laufen, was lauft, Christine», begann Steckelburger dringend, indem er sie an den Armen festhielt. «Prinzen, sagst du? Offiziere? Potz Fahnebibbel! Potz Standarten und kein End! — Ihr wisst doch alles, ihr Weibslente. Woher weisst du aber, frage ich . . .?»

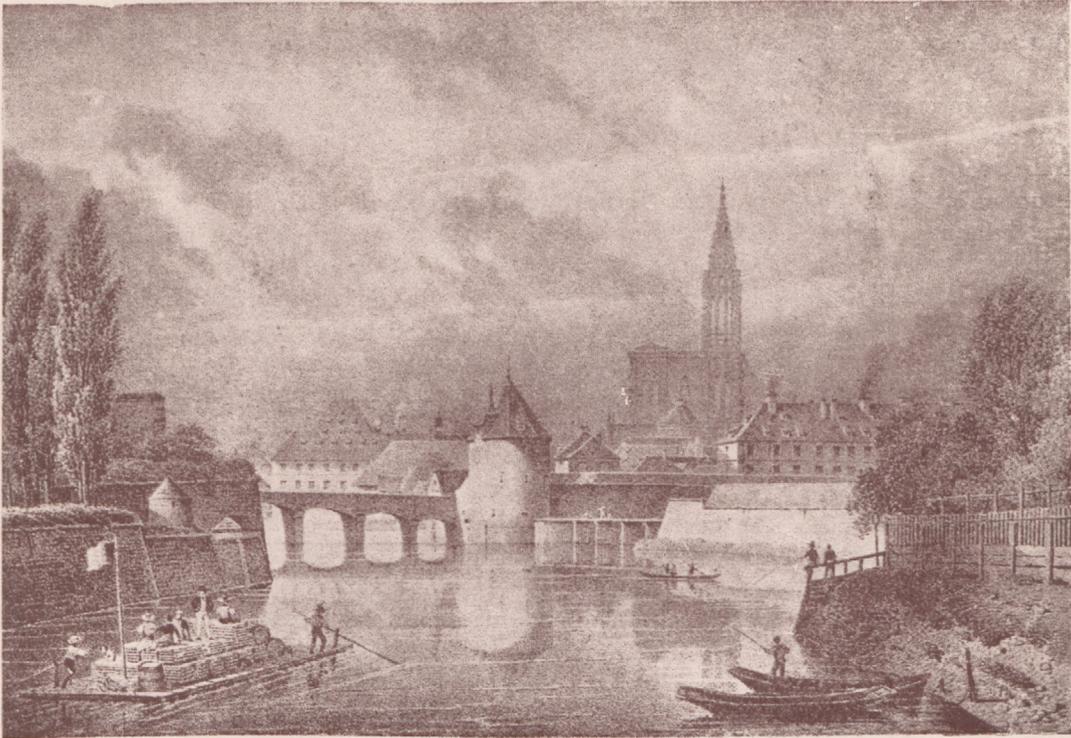
«Will er mich loslassen! Woher? Von wem? He, wenn ich's vom Schangele hätte? Der Bube ist ein Dichter und hat kein Geheimnis vor mir. So hat er mir schon vor Johanni gesagt, dass . . .»

Der Lehrbursche, ein schlanker Jüngling von hübschem, aber betrübtem Angesicht, trat schwerfällig mit einem Briefe ein und unterbrach die Hausfrau. Sie schnalzte mit der Zunge und mur-

melte: «Muss der Dollweck grad jetzt hereinstolpern!» Herr Steckelburger jedoch faltete gebieterisch die Stirne. «Was will Er, Daniel?» fragte er. — «Ein Brief, drei Livres und zwölf Sous. Aus England, sagt der Briefträger.» — «Was will England von mir? Drei Livres und zwölf Sous? Der Wisch ist nicht an mich gerichtet.» — «Dennoch, Herr Prinzipal. Vornamen und Strasse, . . . es steht alles auf der Adresse.» — «Noch einmal: Was geht mich England an? Wir korrespondieren höchstens mit Frankfurt, Daniel.» — «Ja wohl, aber wenn England einmal mit uns korrespondieren will . . .». — «Du hast recht, Daniel. Zahle den Brief in Gottes Namen und bleibe draussen, bis ich dich rufe.» Auf diese Worte hin trat Daniel ab. Steckelburger suchte seine Brille und öffnete das Schreiben. Als er die ersten Zeilen still für sich gelesen, rief er aus: «Heidengalleh! Das ist ein Glück!»

«Wie, was? warum, lieber Tobias?» — Da veränderte sich das freudige Gesicht Steckelburgers schnell in ein sehr erbärmliches, und, den Brief fallend lassend, schlug er die Hände zusammen, und rief seiner Christine ängstlich zu: «Um Gotteswillen, ich bin des Todes, Steckelburgerin! Stell' Sie sich vor: ich muss nach L — L — London reisen!» Wenn's keine Ohnmacht war, so war's wenigstens eine Bestürzung, der Ohnmacht sehr ähnlich.

Indessen stand Daniel Arbogast, der Lehrling, steif wie ein hölzerner Mann an der Glastüre des Ladens, schaute eifersüchtigen Blickes auf die Strasse und ärgerte sich an dem koketten Vorüberschreiten eines jungen Gecken, eines Prinzen aus altem niederländischem Geschlechte. Er ging stets im ausgesuchtesten Putz einher, wohl frisiert und parfümiert, und hatte längst den Beinamen «Prince couleur de rose» erhalten. Mit einem Bouquet in der Hand, die Augen erhoben gegen die Fenster des Steckelburgerischen Hauses, tänzelte er vorüber. Daniel schickte ihm eine stille, aber gediegene Verwünschung nach. Dem rosenfarbigen Prinzen folgten bald zwei weit gefährlichere Nebenbuhler auf dem Fusse: ein Offizier von dem Regiment Royal d'Alsace, heroischen Schrittes, aufgereckten Hauptes und sieghaften Paradeblickes. Das Fenster der Jungfrauen erklang, da der männliche Kapitän hinaufgrüsst. Die Mädchen erwiderten ohne Zweifel den Gruss. Daniel dachte zu vergehen; in seiner Hand zitterte der Syrupnapf, und er zettelte dessen Inhalt ganz und gar auf den Boden, als ein deutscher Student, ein Herr von Wilhelm aus Kassel, auf den Schauplatz trat; ebenfalls ein täglicher Paradegänger im Brand-am-End. Diesmal ging der



Alt-Strassburg

Am Fischertor

Student Arm in Arm mit einem Bekannten, grüßte verbindlich, vertraulich sogar die Töchter des Herrn Steckelburger, blieb dann an der Ecke dicht am Hause stehen und sagte zu seinem Begleiter halblaut — der Lehrling verstand aber jedes Wort, da er sein Ohr unbemerkt an das Schiebfensterchen legte, welches die Ecke bestrich: «Sie werden es eine Torheit nennen, Freund, einen abenteuerlichen Roman. Das niedliche Sälmchen dort oben verleiht mir aber durch seine naive Leidenschaft einen willkommenen Anhalt, der mich zerstreut. Ich habe mir zur Gewohnheit gemacht, dem bitteren Gefühl, das meine unglückliche Neigung zu Luise in meinem Herzen erzeugen dürfte, einen Ableiter zu geben, und das scherzhafte Spiel der Augen- und Gebärdensprache, wohl auch ein erquickendes Stell-dichein mit einem schlichten Bürgermädchen gewährt mir, was ich wünsche.» — Hierauf gingen die Herren wieder weiter.

Hatte der Lehrling auch nicht vollkommen verstanden, was der grausame Egoist hatte sagen wollen, so war ihm doch klar geworden, dass seinem angebeteten Sälmchen Gefahr und Verrat drohe. Er geriet in grosse Verzweiflung. Zu der Eifersucht gesellte sich die Betrübnis, den Gegenstand seiner stillen Huldigung einem grossen Leid entgegen tummeln zu sehen. Er wollte stehenden Fusses hinauf,

um an der Türe der Jungfern zu lauschen, er wollte hineinstürmen in Sälmchens eitlen Jubel und Hoffnungstraum, das Gespinst ihrer törichten Liebe zerreißen — — da rief ihn Christines gellende Stimme: «Dennel, wo steckt Er? Geschwinde, Essig! Komm' Er, den Herrn anzustreichen!» — Er gehorchte erschreckend dem Befehl.

Während dieser Unordnung im Erdgeschoss plauderten die Töchter oben ganz harmlos und bauten luftige Schlösser, Paradiese der Phantasie. Der täglich wiederkehrende Strassentanz des Prince couleur de rose schmeichelte ihnen nicht wenig; doch hatte er keinen tiefen Eindruck gemacht. Sie bewunderten des Prinzen Manschetten und Diamanten, die er gewöhnlich trug. — Mit den beiden andern Herren hatten sie freilich eine ganz andere Berechnung vor. Der Kapitän vom Regiment Elsass, ein Edelmann reformierter Konfession und vermöglich, war als Bräutigam erwünscht. Der Jurist aus Kassel, notorisch sehr reich und nicht zu den wichtigsten Staatsämtern bestimmt, vereinigte alle Eigenschaften und Vorzüge, die einem Mädchen angenehm sind.

Susanne bewunderte den Hauptmann St. Amour, Salome den Studenten. Die Augen hatten geredet, die Hände hatten sich von ferne gegrüßt; hie und da — auf Spaziergängen und in der Kirche — waren

flüchtige Worte der Höflichkeit und Huldigung ge-  
flüstert worden. Der Kapitän hatte sich schon unter-  
standen, Susanne mit einem in Blumen versteckten  
Gedicht zu überraschen; der Student hatte nicht  
geschrieben, aber doch seine Hand auf's Herz ge-  
legt, zum Himmel geschaut und die geküssten Fin-  
gerspitzen anmutig ausgestreckt nach der erröten-  
den Salome. Susanne trug das Gedicht des Kapitäns  
immer in ihrer Tasche; Salome hätte für's Leben  
gern, wenn sich's mit Jungfernsittlichkeit vertragen  
hätte, ihrem Wilhelm den luftigen Kuss zurückge-  
geben. Eine Annäherung wurde von den beiden  
Paaren sehnlichst erwartet.

Da polterte Jean, der hoffnungsvolle Sohn des  
Hauses herein, den Schulsack auf der Schulter und  
alsbald eine Habergeis im Zimmer lassend. Der  
dreizehnjährige Tagedieb trieb sein Spiel wie auf  
der Gasse trotz des Scheltens seiner Geschwister.  
Plötzlich rief er zu wiederholten Malen mit dem  
schalkhaften Schülers Gesicht: «Susel, gibst mir ein  
Biesel (Zwölfsousstück) für das, was ich habe?  
Unter einem Biesel geb' ich den Brief nicht her!»  
Bei diesen Worten zeigte er ihr ein kleines pet-  
schiertes Billet ohne Adresse. — «Ah!» entgegnete  
die Ueberraschte, «ist's denn wahr? Schangele,  
machst du nicht dummes Zeug?» — «Po!» versetzte  
der Bub', «hat mir's nicht der Kapitän vor einer  
Stunde im Kreuzgang des Kolaym (Gymnasium)  
gegeben und gesagt, es sei für dich? Für Mamsell  
Suzette, hat er gesagt.»

Der geforderte Preis flog in des Schülers Mütze,  
und Suschen bemächtigte sich des Billets. Stören-  
derweise hustete draussen die Mama, rief nach Su-  
sanne und öffnete die Türe. Susanne liess das Bil-  
let zu Boden gleiten, und Salome trat mit dem Fusse  
darauf. «Geschwind, geschwind, Susel!», kreischte  
Christine ins Zimmer, «komm' schnell herunter in  
den Laden. Dein Vater ist nicht wohl und er muss  
nach London reisen, . . . der Daniel ist nach dem  
Arzt und dem Prediger gelaufen . . . ich habe alle  
Hände voll zu tun, und der Bote von Mutzig ist da,  
um Pfeffer und Zimmt zu holen. Mach' schnell, du  
faule Gret!» Susanne ging maulend, mit einem bit-  
tenden Seitenblick auf die Schwester. Christine  
hatte indessen Lust, sich noch ferner mit ihren  
Kindern abzugeben. «Wie du ausschaust, du Lod-  
del», begann sie zum lärmenden Jean, «die  
Strümpfe lappelig, die Schuhe schmutzig, das Ka-  
misol zerrissen! Pfui, sag ich. Und die Jungfer Säl-  
mele sitzt da, als wie eine verhexte Prinzessin und  
rührt sich nicht. Hast du nicht gehört, dass der Papa  
krank ist? Soll ich mein Kreuz ganz allein tragen?  
Gehest du her, oder . . .!»

«Ich hör's bis da herauf, wie der Papa schreit»,  
warf Jean ein. Hierauf — ihrer Pflicht sich erin-  
nernd — verschwand Christine, und Sälmele brachte  
die geheime Korrespondenz der Schwester in Sicher-  
heit. Die Verlegene glaubte zu träumen, als Jean  
zu ihr anbot: «Gibst du mir auch ein Biesele, Säl-  
mele? Ich hab' auch für dich was Apartes!» — Der  
Schalk brachte noch ein mit der Adresse an Sa-  
lome versehenes Billet aus der Tasche. — Flugs  
war es in den Händen der Schwester; die Freige-  
bige bedachte den ungezogenen Buben neben dem  
bedungenen Lohn mit einem freundlichen Kuss, den  
der schmutzige Bube alsbald von der Wange  
wischte. Hierauf sprang er davon, um Zwiebel-  
kuchen zu kaufen und zu überlegen, wie er's anzu-  
fangen habe, um mit Vorteil die Schwestern an  
die Mutter zu verraten, was er schon einige Male  
getan.

Salome riss das Billet ungeduldig auf und las  
eine steife, gespreizte und auf tausend Schrauben  
gestellte Epistel, worin Herr von Wilhelm von ewi-  
gen Gefühlen und schönsten Aussichten in die Zu-  
kunft redete, und endlich ein Rendez-vous für den  
folgenden Tag in einem entlegenen Teile der  
Ruprechtsau verlangte. — Die unerfahrene Jung-  
fer fand den Brief trotz seines eiskalten Inhalts  
allerliebste. Es war der erste Liebesbrief, den sie je  
erhalten. Das Bürgermädchen, gewohnt, die wich-  
tigste Angelegenheit des Frauenlebens, die Wahl  
des Gatten, kalt berechnend, herzlos und häufig  
nur durch Dritte betrieben zu sehen, freute sich  
innigst des romantischen Beginns einer Herzens-  
verbindung, die zum Altare führen sollte auf Ro-  
sen und Myrthen, nicht über widerliche Fraubasen-  
werbungen und die schwankenden Schalen der  
Geldwage.

Sie las und las und wurde nicht satt zu lesen  
und schalt fast ihre Schwester, als sie mit Hast zu-  
rückkam und ungestüm ihren Brief begehrte. —  
Eiligst brach Susanne das Siegel, setzte sich vertrau-  
lich zur Schwester und sagte mit zitternder Stimme:  
«Geh', hilf mir, den Zettel zu lesen. Er ist franzö-  
sisch geschrieben, und ich verstehe nicht gut  
welsch.»

Nachdem Salome die Türe verschlossen, mach-  
ten sich die Mädchen an die Arbeit des Entzifferns.  
Der Kapitän hatte nicht die beste Hand und hatte  
den vorliegenden Zettel schlecht geschrieben. Er  
enthielt ein Gedicht, das aus einem recueil de chan-  
sons gestohlen war. — Susanne packte aber den  
Brief tapfer an und las pochenden Herzens die  
Worte: «Ma petite femme!»

«Femme?» bemerkte kopfschüttelnd Salome.



Bäuerin aus Strassburg (Alte Tracht)

«Du bist noch lange nicht seine petite femme.»  
«Gans!» rief Susanne ärgerlich, «werde ich's nicht doch einmal sein, und redet da nicht die Sehnsucht aus ihm?»

Salome zuckte die Achseln und las: «Chérie de mon cœur! Geliebte meines Herzens! — Nun, das lass ich mir gefallen.» — «Aha», schaltete Suschen triumphierend ein. «Weiter: «Je te vois» . . . ich sehe dich . . . was kommt jetzt?» — «Ein Einser mit drei Nullen, Susel, das heisst Tausend . . . je te vois tausend — ich sehe dich tausendmal in Gedanken, will er wohl sagen?» — «Nein, nein, das ist's nicht», flüsterte Salome errötend, «denn jetzt kommt baisers und du weisst wohl . . .». «St!» flüsterte Susanne und wurde rot wie die Schwester, die zögernd fortfuhr: «Es muss also heissen: Je t'en-

voie tausend baisers . . . ich schicke dir . . .» —

«Er ist doch ein bisschen frei und ungeniert», gestand die züchtige Susanne und spionierte voreilig mit den flinken Augen in der nächsten Zeile, die ihre Schwester geläufig, aber erstaunend ablas: «qui te diront, combien je suis reconnaissant des faveurs que tu m'as prodiguées hier au soir.»

Nachdem die Mädchen Wort für Wort übersetzt und zusammengestellt hatten, sahen sie sich erschrocken an. «Gestern abend?» fragte Salome, «ich werde ganz irre. Ist mir doch, du wärest mir nicht von der Seite gekommen?» «Ei ja», versetzte Susanne, «freilich ist's so. Und glaubst du, ich würde mich nachts wegschleichen und dem Menschen . . . faveurs austheilen?» «Ich falle vom Himmel, Susel.» — Indessen erleichte Susanne, deutete mit zittern-

dem Finger auf die nächste Zeile und seufzte: «Ei, so schlag — da haben wir's!» Dort stand gross und deutlich: «Je suis le plus heureux des mortels, ma belle Jeanette.» — «Jetzt ist's klar», seufzte auch Salome ermattend. «Der Zettel ist für eine andere, und der Ausbund von der Hölle schickt an eine rechtschaffene Tochter, was nur einem gottvergessenen Weibsbild zugehört.»

«Und wer muss sie sein, die belle Jeanette? Wie muss sie heissen?» fragte Susanne auffahrend und kämpfend mit Tränen der Wut.

Salome versetzte unwillig: «Lass sie heissen, wie sie wolle, lass ihn anbeten, wen er will, und danke Gott, dass du so schnell und noch rechtzeitig hinter seine Lumpereien gekommen bist!»

Susanne sass unbeweglich und starrte auf einen Fleck. Ihre Eitelkeit blutete aus schweren Wunden. Sie blieb dem Anscheine nach kaltblütig, als die Mama an die Türe pochte, die Oeffnung derselben erzwang und mit einem Schwall von Verwünschungen die Töchter, die der kleine Jean bereits verraten hatte, überfiel. — Auch Sälmlchen rührte sich nicht, obschon aus andern Gründen. In ihrer Brust leuchtete die Sonne der Zuversicht, sie achtete ihr Liebesglück für zuverlässig. Sie sah in der Begeisterung ihre Ehe mit Wilhelm im Himmel geschrieben seit Ewigkeit. Der Mutter Drohungen erschütterte sie nicht.

«Wo sind die Zettel, die ihr soeben bekommen habt?» fragte Christine. Susanne deutete auf die am Boden liegenden Stücke: «Da, Mama, nehm' Sie nur alles mit!» — «Und dein Brief, Sälmlchen?» — Salome zerriss ihn vor der Mutter Augen und streute die Stückchen auf die Gasse, indem sie rief: «Ich weiss ihn auswendig . . .»

«Rabenmädel!» zürnte Christine. «Wir werden dir schon mores lehren. Einen Deutschen, einen Studenten . . .!» — «Der Student ist reich und wird einmal Präsident werden.» — «Wenn er's nur schon wäre! Du bringst deinen kranken Vater noch unter den Erdboden, und wenn er noch obendrein hört, dass Susel den Kapitän haben will . . .»

«Sei nur still, Mama. Ich mach' ihr den St. Amour samt seiner belle Jeanette zum Geschenk», versetzte Susanne schluchzend, die jetzt ihren Eigensinn losliess, «aber heiraten muss ich, so schnell es geht, bevor der Lügner von einem Kapitän meinen guten Ruf schimpfiert. Weiss Sie mir einen Hochzeiter, Mama?» — «Ei, wie du brav bist», sagte die Mutter freudig überrascht: «Ein vernünftig Mädel redet frei wie du. Offiziersliebeleien sind nichts. Ja, wenn der Riffel noch wollte.» — «Also, der Riffel, Mama.» — «Er ist reich und

gut, was auch der Papa gegen ihn sagen mag. Der Hauptvogel, den er im Kopf hat, ist mir dagegen Gift.» — «Mir auch», versicherte Susanne, «der Riffel also.» — «Schon gut, aber die Cousine darf's nur beiläufig erfahren. . .» — «Natürlich, Mama. Schick sie nur die Base. Ich will mein Hochzeitskleid von ihr machen lassen und in der Arbeit gibt sich Wort auf Wort.» — «Ich schicke sie dir, liebes Susel. Du bist meines Herzens Friede. Wenn nur jetzt noch das Sälmlchen mir eine Freude machen und den Arbogast nehmen wollte . . .» — «Lieber spring ich in's Wasser», antwortete Sälmlchen majestätisch und hochdeutsch nach Kräften, «die Zukunft dürfte uns eine wohlthuende werden und das mühevollen Leben der Sehnsucht in ein bequemes Befriedigendes erfüllter Erwartung umwandeln!»

Christine hörte, was Salome aus des Studenten Brief wiederholte, mit gespitzten Ohren und mit offenem Munde an und antwortete im grössten Zorne: «Willst du schmecken an die Grasblum' mit fünf Blättern, du hochdeutsche Retsch und Seidenpuppe! Mach nur so fort! Wirst dich aber verwundern, du Früchtel. Will dir die Hochzeit mit dem deutschen Liebstockel auf Winterpfeingsten rüsten!»

Salome wich der Mutter aus. Susanne deckte den Rückzug der Schwester. Da rief der Lehrling ins Zimmer: «Guten Abend beisammen. Der Herr Prinzipal möchte gern, dass die Frau und die Jungfern gleich zu ihm hinüberkämen. Er hat viel mit ihnen zu reden.»

«Alloh, ihr Mädels!» befahl die Mutter, «sperrt Augen und Ohren auf und macht dem guten Mann keinen Kummer. Er ist böse, dass er verreisen muss und vielleicht nicht mehr übers Meer kommt. Ihr müsst alles tun. Hört ihr? Aber wenn er euch von dem Hauptvogel und dem Heddäus vorschwätzt, so tut's nicht und bleibt bombenfest, und wenn der Alte aus der Haut fahren müsste. Alloh, fort, damit er nichts zu brummeln hat!» —

Herr Steckelburger lag in seinem Wohnzimmer auf einem Ruhebett, war sehr blass und betrübt, sein Haarzopf schlängelte sich wie ein mattes Reptil hervor über sein Jabot von hausgemachten Spitzen. Zu seinen Häupten stand der Prediger Heddäus mit weissem, magerem Gesicht und niedergeschlagenen Augen; zu seinen Füßen der Gegenschreiber vom Pfennigturm, dreist umherglotzend. Der Doktor Sandmännel war eben im Begriff, Abschied zu nehmen: «Mach Er nur, wie ich's gesagt habe, Herr Steckelburger. Es hat nichts zu bedeuten. Seine Nervengeister sind in Unordnung und zanken sich mit dem Blut. So wie Ihm also heiss und trocken wird, wenn das Blut die Oberhand behält, so trink'

Er Tee. Und sobald Ihm kalt und feucht wird, wenn die Nervenschwachheit obenauf ist, so trink' Er ein Glas guten Wolxheimer; weiss Er, von dem Vierundsechziger? Ueberhaupt fasse Er Mut; die Arbeit, die Ihm das Glück auferlegt, ist freilich hart, aber die Taler, die es gilt, sind noch härter. Empfehle mich insgesamt.»

Die Frauen, die während des Doktors Abschied eingetreten waren, näherten sich schweigend dem darniederliegenden Familienvater. Dieser schnappte ein paarmal nach Luft wie ein Karpfen auf trockenem Lande, richtete sich etwas empor, winkte mit der Hand, dass er zu reden wünsche, und er begann: «Dass mir der Schangele nur nicht über die Feigen geht, der Hosenloddel!»

Auf Christinens Bemerkung, dass der getreue Daniel wieder im Laden das Regiment führe, und auf die Frage: «Was will Er denn eigentlich, Steckelburger, wiegte er bedenklich den Kopf und sprach nicht anders, als wäre er zum Tode verurteilt: «Alle Menschen sind sterblich. Warum? Mein Bruder, der liebe Elias, ist auch gestorben und ist doch des vornehmsten englischen Herzogs Leibkoch gewesen.» Steckelburger räusperte sich, um fortzufahren: «Die Sach' ist, dass der Tote — Gott hab' ihn selig — ein paar Sester mit Dublonen hinterlassen und mir, seinem leiblichen Bruder, vermacht hat. Dreitausend Pfund stehen im Brief, und ein Pfund ist um etwas stärker als vier Laubtaler.»

Erstaunend hoben die Frauen die Hände zum Himmel. «Gott! Dich preisen alle Zungen!» lispelte Heddäus, der bereits mit vorsichtig aufschielendem Auge das zarte Sälmlinchen aufs Korn genommen hatte.

«Jetzt aber die Hauptsache!» hob Steckelburger wieder an. «Ich muss in Person nach London reisen, um das Geld zu erheben. Ich könnte wohl auch einen Mandatar schicken, aber erstens findet sich keiner für die grosse, grosse Reise und zweitens möchte ich selber nicht. . .»

«Einen Mandatar aufstellen», fiel der Gegenstreiber ein. «Der Compère traut keinem Menschen und fürchtet, an der Erbschaft verkürzt zu werden.»

«C'est cela», bestätigte Steckelburger, «darum muss ich in Gottesnamen selber fort. Es ist mir aber

nicht recht. Die Reise ist ein paar hundert Stunden zu Land und auch zu Wasser, schlechte Leute gibt's überall, die einen ausbeuteln, und die Seekrankheit übersteh' ich nicht, und das Fahren in der Kutsche macht mich dürmelig. Kurz, wenn ich nach London reise, so komme ich auf den Kirchhof.»

«Ach, so bleib Er doch daheim, Papa!» klagten Mutter und Töchter. Steckelburger fuhr dagegen wild in die Höhe und rief: «Wie, im Stiche lassen die englischen Pfunde, die ein ganz anderes Gewicht haben als unsere Livres mit all ihren Sous! Wär' ich nicht ein Dieb an Weib und Kindern und gehörte alsdann in den Kettenturm auf's Galle und gefitzt und gebrannt? — Der Mann muss Courage haben. Wer andere tun lässt, was er selber tun kann, wird bald Hunde nach Lenkenbach führen.»

«Jedes unserer Haare ist vom Herrn gezählt», sprach Heddäus, «wir stehen überall in Gottes Hand.»

Steckelburger wischte sich den Schweiss von der Stirne. «Es sind drei Bürgerskinder von Strassburg», sagte er, «die noch leben und die Reise nach England gemacht haben. Bei mir kann es auch zum Guten ausschlagen. Aber ein braver Mann muss sich auf alles vorbereiten. Warum? Ich will für mein Haus sorgen. Sie, Steckelburgerin, ist alt und feist. Sie hat mit dem Haushalt und dem Laden genug zu tun. Der Daniel führt meinetwegen das Buch, und der Schangele kann den Ausläufer machen. Mit all dem fehlt's aber noch an einem Mann, der's ganze Haus im Auge behält, und ich weiss zwei brave Herren, die wollen Sorge darauf geben, weil's zu ihrem Vorteil ist. Warum? Der Herr Prediger da hätte das Sälmlinchen gern, und ich geb's ihm. Und der Pfedder vom Schangele, der Herr Hauptvogel, hätte das Susel gern, und ich geb's ihm auch. Die Stund und den Handstreich wollen wir jetzt halten, und die Hochzeit ist, wenn ich von London zurückgekommen bin oder sechs Monate nach der Ankunft meines — meines Totenscheines.» — Nach einem schweren Seufzer fügte Steckelburger hinzu: «Geb' Sie mir ein Gläschen Quetschelwasser, Christine. Ich bin vom Reden angegriffen und die Nervenkrankheit ist oben an, wie der Doktor sagt.»

(Schluss folgt.)

# Ausschau

## Vogesenwanderungen

**St. Kreuz — Hury — Rammelstein — Ringfelsen —  
Schölmenkopf — Rappoltsweiler.**

Gehzeit: 5 $\frac{1}{2}$  Std.

Karte der Vogesen: Blatt Nr. 13: Markirch und Blatt Nr. 14:  
Schlettstadt — Rappoltsweiler.

a) **St. Kreuz — Hury.** 1 $\frac{1}{4}$  Std.

Wegemarkierung: gelber Strich.

Vom Bahnhof links und gleich wieder links die Bahngeleise überschreiten. Nun geradeaus aufwärts und nach 5 Min. bei Wegeteilung geradeaus über Matten. Nach 10 Min. durch einen Hohlweg 5 Min. aufwärts, dann Wegeteilung. Nun unterhalb des Wasser-Reservoirs rechts ab. Bald Pfad links aufwärts in einigen Minuten zu einem Pavillon. Von hier rechts aufwärts dem grasbewachsenen Weg folgen, welcher in einen Karrenweg mündet. Diesem links folgen und nach einigen Minuten rechts aufwärts. Nach einigen Schritten links Pfad, welcher oberhalb eines Hohlweges aufwärts führt. Diesem 10 Min. folgen bis zu einer Bank. Hier prächtiger Rückblick. Nun geradeaus weiter. Nach einigen Schritten bei Wegeteilung links aufwärts (Wegw.). Blick auf die Häuser von Sobache. Nach 5 Min. führt der Pfad durch eine Waldecke, und nach weiteren 5 Min. kreuzt man einen Weg. Oberhalb einer Ferme vorbei, in 10 Min. durch Wald. Bei Wegeteilung in einigen Minuten geradeaus. Nach 5 Min. rechts an einem Haus vorbei und dann geradeaus dem breiten Weg über Matten 5 Min. folgen. Bei Wegeteilung links eben weiter. Prächtiger Rückblick. Nach 5 Min. an einem Feldkreuz rechts aufwärts und nach weiteren 5 Min. rechts eben in 5 Min. zum Wirtshaus auf der Hury (630,7 m).

b) **Hury — Ringfelsen.** 1 $\frac{3}{4}$  Std.

Wegemarkierung: zuerst gelber, dann grüner Strich.

Vom Wirtshaus dem Karrenweg geradeaus folgen, bis derselbe nach einigen Schritten auf eine rechts abwärts führende Forststrasse mündet. Dieser Strasse links aufwärts folgen. Bei der Kehre rechts aufwärts und die Strasse nicht

mehr verlassen. Nach 25 Min. bei Wegeteilung links aufwärts der Wegemarkierung: grüner Strich folgen. Durch schönen Wald aufwärts und den breiten Fahrweg nicht verlassen. Nach 20 Min. rechts oberhalb des Weges die Ruhmann-Hütte. Nach 30 Min. am Ende der Forststrasse bei einer Bank rechts aufwärts. Nach 3 Min. links Pfad und in 5 Min. auf dem Rammelstein (900 m). Auf der Höhe rechts weiter und nach einigen Schritten links eben über den Bergkamm in 15 Min. zum Ringfelsen (969 m).

c) **Ringfelsen — Rappoltsweiler.** 2 $\frac{1}{2}$  Std.

Wegemarkierung: zuerst rot-weiss-rot, dann rot-gelb.

Vom Felsen abwärts und bei Wegeteilung links in einigen Schritten an der Grimmelshütte (Refuge du Thaennichel). Bei der Hütte links vorbei und dem Pfad geradeaus abwärts folgen. Nach 15 Min. links Pfad abwärts, Wegemarkierung: rot-gelb (Wegw. Ribeauvillé 9,0 km). Bald einen Karrenweg kreuzen. Bei Pfadteilung geradeaus und nach 10 Min. bei Pfadteilung geradeaus abwärts. Nach 10 Min. oberhalb der Ferme Schölmenkopf eine Fahrstrasse kreuzen und dem Pfad weiter abwärts folgen. Bald rechts zur Ferme und an derselben rechts vorbei über die Matte. Nach 5 Min. am Waldrand links abwärts und bei Pfadteilung rechts. Bei nochmaliger Pfadteilung wieder rechts. Nach 10 Min. kreuzen einer Forststrasse und auf Pfad geradeaus abwärts. Nach einigen Schritten drei Pfade kreuzen. Nach einigen Minuten bei Pfadteilung links und nach 5 Min. bei Pfadteilung rechts, dann links. Bald Pfad kreuzen und rechts ab. Nach 5 Min. kreuzen einer Forststrasse und auf die Talstrasse, welcher man rechts folgt. Nach 5 Min. am Forsthaus Mittelberg vorbei und nach 25 Min. auf der Strasse Rappoltsweiler-Altweier, beim Forsthaus Schlumberger. Hier links der Strasse folgen, vorbei am Hôtel und Restaurant de la Pépinière, dann rechts über den Bach und dem Pfad links folgen. Nach 20 Min. bei Pfadteilung links eben weiter und bald auf Brücke über den Bach auf die Talstrasse. Dieser rechts folgend in 40 Min. am Bahnhof Rappoltsweiler (Ribeauvillé).

Alfred Gaessler



«Westermanns Monatshefte» sind unseren Lesern durch die früheren Besprechungen bekannt und es erübrigt sich also, heute nochmals den gepflegten Inhalt und die reichhaltige und vielseitige Zusammenstellung jedes einzelnen Heftes besonders herauszustellen. So wollen wir nur kurz auf den Inhalt des Januarheftes, das uns soeben auf den Redaktionstisch gelegt wird, eingehen. Von der Lettgallischen Landschaft und ihren Menschen berichtet die Malerin Alice Brasse-Forstmann in Bildern und Worten. Eine ergreifende Erzählung von Hanns Maria Lux «Die blonde Chinesin» fesselt durch ihren eigenartigen Reiz. Der Assistent Professor of German der New Yorker Universität, Dr. Rose, berichtet über «Deutschamerikanische Dichtung von heute». Rembrandts Familienbild, dessen vorzügliche Wiedergabe in vierfarbigem Buchdruck wieder ein Beweis für die so sehr gepflegten Kunstbeilagen in dieser ältesten unter den gebildeten deutschen Monatsschriften ist, ist eines der am wenigsten bekannten Werke des grossen Niederländers, obwohl es zu den bedeutendsten gezählt wird. Mit diesem Bilde beschäftigt sich Geheimr. Meier näher. Gestalt und Werk Rembrandts würdigt Edz. Schumann. Dr. Otto E. Geyer, ein Kenner der weltpolitischen Lage, äussert sich zu dem Thema «Arabien in der Weltpolitik», und unter der Ueberschrift «Geliebte, Frau und Mutter» finden wir eine ausführliche Besprechung neuer Bücher von Hellmuth Langenbacher. Von den weiteren Beiträgen verdienen hier besondere Erwähnungen Hermann Zettlitzer: ein sudetendeutscher Bildhauer, Puppenspiele, Kräfte der kleinen Stadt, Gestalt und Werk: Wilhelm Pleyer u. a. neben zahlreichen in technischer Vollkommenheit wiedergegebenen ein- und mehrfarbigen Bildern und Kunstbeilagen. Der Verlag von «Westermanns Monatsheften», Braunschweig, schickt auf besonderen Wunsch unverbindlich und kostenlos ein Probeheft, wenn Sie bei Anforderung auf unser Blatt Bezug nehmen.

Aus dem Verlag J. Müller in München empfehlen wir:

Wege und Ziele. Ein Lebensbuch für junge Mädchen. 136 S. und 21 Tiefdruckbilder. Leinen RM. 3.20.

Neben Elternhaus und Seelsorger ist wohl kaum ein Faktor mehr zu der verantwortungsvollen Mission der Jugendbildung berufen, als ein gutes Jugendbuch. Ein Buch, in dem die suchende Seele des reifenden Menschen alles findet; nicht aufdringlich in Form von langweiligen Doktrinen, sondern naturgewollt, sich zwangsläufig und selbstverständlich ergebend aus dem Fluss der Erzählung. Ein Buch, das so manche heikle Frage beantwortet, die zu stellen sich das junge Geschöpf scheut, wenn sich ihm die ersten Wahrheiten des Lebens in ihrer rauhen Wirklichkeit offenbaren, so dass es zu vergehen glaubt vor Scham und Ekel. Ein Buch, das zum Freunde wird in stillen Stunden der ruhigen Besinnlichkeit und ersten Einker bei sich selbst. Es ist wohl selten eines so gut zusammengestellt worden, mit so feinsinnigem Verständnis und frohem Begreifen der jungen Geschöpfe, die ausersuchen sind, dereinst die Mütter eines neuen Geschlechts und einer neuen Zukunft zu werden. Was dieses Buch zu säen berufen ist in die Herzen der Jungmädels, wird aufgehen als beglückende Saat in der neuen Generation.

Marga Müller; Freund Ich. Eine Innengeschichte der Selbsthilfe. 272 S., 16 Tiefdruckbilder. Leinen RM. 4.80.

Dieses Buch der Stille, das den Leser unwiderstehlich aus dem Lärm des Alltags in den Innenkreis einer Reifenden hineinzieht, die sich zu gesunder natürlicher Kraft, Geschmeidigkeit und Schönheit emporläutert, zeichnet in losen Tagebuchblättern mit dem «Freund Ich» das schlichte, in keiner Weise aussergewöhnliche Heran- und Emporwachsen zum starken, aufrechten, lebensfrohen Menschen. Hier steht es wieder einprägsam vor dem besinnlichen Leser: nicht der Arzt, sondern der «Kranke» selbst muss aus sich und in sich die «Genesung» wirken. Dieses in seiner Art seltsame, einzigartige Buch weist uns an die Quellen, und es kommt einem wirklich das Wort in den Sinn von dem «alten Sauerteig», den wir ausfegen sollten, um den «neuen Menschen» anzuziehen. Aus der Verschrobenheit, Verstricktheit und «Gequältheit» unseres modernen Menschentums sich läutern zur starken, bezwingenden Frei-

heit der Persönlichkeit — das zeigt dies durch seine aufrechte, kernige Selbstentäusserung beglückende «Buch des guten Willens» in einprägsamen Kapiteln, die durch die wundersamen Tiefdruckbilder ein neues Leuchten den Menschen der Stille wie den Ringenden und Reifenden des Alltags entgegenstrahlen.

Verlag „Alsacia“ Colmar

Das letzte Werk des verstorbenen Künstlers

CHARLES SPINDLER

## Bei uns im Elsass

152 Seiten Text, 24 Zeichnungen des Verfassers.

Ein Werk echter Heimatkunst!

Auf Alfa-Papier mit 1 Kunstdruckbeilage . 50,—

Auf Alfax-Papier, numeriert, mit 2 Kunst-  
druckbeilagen . . . . . 75,—

In allen Buchhandlungen erhältlich.

## Lebensbilder

### verstorbenen Redemptoristen der Strassburger Ordensprovinz

nebst einer kurzen Geschichte der Provinz und ihrer Niederlassungen von P. Paul Henlé, C. Ss. R.

427 Seiten, Grossoktav, 18 Illustrationen.

Preis: brochiert 30.— frz. Fr.;

kartonnirt 33.— frz. Fr.

Bestellungen nimmt jedes Redemptoristenkloster entgegen; sich speziell wenden an den Autor: Redemptoristenkloster Trois-Epis p. Turckheim (Haut-Rhin) oder an den Verlag

Der Weg der

Fr. R. v. LAMA

# Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 13.50 frs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

## Hôtels recommandés

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

**Hôtel du cheval blanc.**

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

**Hôtel du Lion.**

**Schönau** à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

**Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame**

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage. Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Gesellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller, französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

**Hôtel du Château**

**Wangenbourg** (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr. : G. Schneider.

SOLISANA GUEBWILLER.

**Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige**

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren. Bäderbehandlung, natürliche und künstliche Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie). Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt.

Téléphone 258.

Tél: 882

**A-GUEIROARD**



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Wer rechnet  
kauft im

Pour faire des économies  
achetez au

**GLOBE**

**Mulhouse**

Alles ist billiger

Tout et moins cher